

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 7. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. Juli 1876.

Der Aufstand der Sioux im Jahre 1862.

(Zur Beleuchtung der nordamerikanischen Indianerpolitik.)

Im Westen der großen nordamerikanischen Republik steht, wenn nicht alle Anzeichen trügen, wieder einmal ein größerer Indianerkrieg bevor; ein Zusammentreffen der Regierungstruppen mit den Rothhäuten ist unvermeidlich, und wiederum sind es die Sioux, von welchen der Anstoß ausgeht. Die Bewohner Minnesota's haben das große Blutbad, welches diese Indianer im Jahre 1862 unter den weißen Ansiedlern anrichteten, noch in frischem Andenken, aber die Yankee-Regierung hat sich durch dasselbe nicht abschrecken lassen, die nämliche Politik in Bezug auf die Indianer weiter zu verfolgen. Da aber unter sonst gleichen Umständen die nämlichen Ursachen die nämlichen Wirkungen hervorbringen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir etwa in nächster Zeit von einem ähnlichen Blutbad in den Black Hills hören werden, wie dasselbe vor 14 Jahren in Minnesota sich ereignete. Wir haben jüngst diese nordamerikanische Indianerpolitik im Allgemeinen gekennzeichnet (S. 58 ff.); heute wollen wir dieselbe und ihre schrecklichen Folgen an einem speciellen Beispiel beleuchten, und dazu dürfte wohl keines geeigneter sein als der ebenerwähnte Sioux-Aufstand vom Jahre 1862. Wir wollen diesen daher nach den von P. Suter S. J. uns mitgetheilten ausführlichen Notizen zu schildern versuchen.

Der Sioux- oder Dakotastamm ist der mächtigste unter den heute noch bestehenden Indianerstämmen; nach dem Bericht des Indianercommissärs Smith vom Juli 1875 zählt er jetzt noch 50,000 Seelen, während er vor wenigen Jahren wohl noch doppelt so zahlreich sein mochte. Im Anfange dieses Jahrhunderts dehnte er sich über das ganze Gebiet aus, das gegenwärtig die Staaten Wisconsin, Iowa, Minnesota und das Territorium Dakota bildet, d. h. über eine Landstrecke von mehr als 16,000 Q.-M., die also das ganze deutsche Reich und das cisleithanische Oesterreich zusammengenommen noch um etwa 1000 Q.-M. übertrifft. Auf diesen fruchtbaren Ebenen, auf denen jetzt, von deutschem Fleiße bebaut, unabsehbare Kornfelder schwanken und bereits hübsche Dörfer sich erheben, jagten damals noch die flinken Indianer zahllose Büffelheerden; die Flüsse und Seen, deren Fluthen jetzt die Dampfschiffe durchschneiden und an deren Ufern die hohen Kamine der Fabriken rauchen, boten ihrem Fischfange reiche Beute. An geeigneter Stelle schlugen sie ihre Zeltstadt auf; einige Pfähle in die Erde gerammt, mit einem Tuche überspannt, bildete ihre Wohnung, die ebenso rasch abgebrochen als aufgerichtet war, sobald die Jagdgründe nicht mehr ergiebig genug waren, oder der Krieg mit benachbarten Stämmen sie zur Verlegung ihres Lagers zwang.

Wie weit die christliche Religion sich unter den Sioux verbreitet hatte, bevor sie mit den Nordamerikanern durch Verträge in Verbindung traten, läßt sich nur schwer feststellen. Trotz ihres beständigen Wanderlebens waren die katholischen Missionäre ihnen überallhin gefolgt; viele von ihnen waren

getauft und in der katholischen Religion gut unterrichtet und bei Allen zeigte sich eine große Hochachtung vor den Schwarzröcken. Allein da die Zahl der Missionäre nur gering und ihr Aufenthalt in den einzelnen Abtheilungen des Siouxstammes nur ein kurzer war, hatte die katholische Religion keinen durchschlagenden Einfluß auf sie gewinnen können. Von Sektenpredigern war damals unter den Indianern noch keine Rede.

In nähere Verbindung traten die Sioux mit den Vereinigten Staaten im Jahre 1830, indem sie den letzteren durch den Vertrag von Prairie du Chien einen 20 englische Meilen breiten Landstrich den Ufern des Mississippi entlang im heutigen Staate Jowa abtraten; die Vereinigten Staaten verpflichteten sich dagegen, den Sioux auf 10 Jahre ein Jahrgeld von 3000 Doll. zu zahlen. Durch diesen Vertrag wurden die Indianer als die rechtmäßigen Eigenthümer des von ihnen als Jagdgrund occupirten Gebietes anerkannt. Als die Einwanderung sich immer mehr dem Westen zuwandte und durch ihre Ansiedlungen die Büffel verscheuchte, gingen die Sioux wenige Jahre später (1837) gern darauf ein, durch einen neuen Vertrag gegen ein hohes Jahrgeld ihr ganzes Gebiet auf dem linken Ufer des Mississippi abzutreten, so daß der ganze Staat Wisconsin und ein Theil von Minnesota für die Einwanderung offen stand. Allein die Weißen waren die Stärkeren und meinten nach dem Rechte des Stärkeren verfahren zu dürfen; auch das westlich vom Mississippi gelegene Land gefiel ihnen, daher überschritten sie den Strom, und bald erblickte man neben dem Wigwam der Rothhäute die Blockhäuser der Einwanderer; die Jagdgründe der Indianer wurden unterbrochen von den frischgepflügten Feldern und den eingezäunten Wiesen der Farmer. Die Regierung leistete dieser Einwanderung allen möglichen Vorschub, in der Hoffnung, die Indianer auf diese Weise zu vertreiben. Das aber gelang nicht, und obgleich bereits im Jahre 1848 das ganze heutige Minnesota, also auch ein Theil des noch den Sioux gehörigen Gebietes, zu einem Territorium der Vereinigten Staaten erklärt und eine Territorialregierung eingesetzt wurde, verhielten diese sich ruhig und ließen die Weißen ruhig ihr Land bebauen, während sie selbst der Jagd und dem Fischfang nachgingen. So mußte denn die Regierung, um der Rothhäute los zu werden, zu einem neuen Vertrag ihre Zuflucht nehmen. Derselbe kam 1851 zu Travers des Sioux zu Stande. Die Indianer traten das ganze Gebiet ab, welches sie in Jowa, Minnesota und Dakota noch besaßen, und behielten sich nur einen kleinen Landstrich vor, der etwa 17 englische Meilen von Neu-Ulm beginnend am Minnesota-Fluß 150 englische Meilen weit hinaufging und auf jeder Seite des Flusses 10 englische Meilen weit sich erstreckte. Dort sollten sie unter dem Schutze der Regierung wohnen, und außer einer bedeutenden Summe, die ihnen gleich gegeben werden würde, versprach man ihnen Unterhalt und Jahrgelder für lange Zeit. Wie diese Versprechen gehalten wurden, werden wir gleich sehen.

Es muß auffallend scheinen, daß die Indianer jenes herrliche Gebiet, auf dem sie und ihre Vorfahren sich stets frei bewegt hatten, das ganz mit den Erinnerungen ihrer Kriegszüge erfüllt war, und in dem jeder Hügel, jeder See und Fluß durch seinen Namen schon das Andenken an ihre gefallenen Vorfahren und Helden wach riefen, so leichten Kaufes an die Weißen abtreten konnten. Hätte man ihnen immer klar gesagt, um was es sich handle, und hätte man ihnen stets volle Freiheit gelassen, so wäre wohl keiner der zahlreichen Verträge zu Stande gekommen. Allein nicht nur wurden sie durch falsche Vorspiegelungen von den großen Vortheilen, welche ihnen gewährt würden, auf schmähliche Weise betrogen, sondern ihre Unterschriften wurden auch erschlichen. Einige Häuptlinge wurden betrunken gemacht und in diesem Zustande machten sie ihre Kreuze unter ein Schriftstück, dessen Inhalt sie nicht kannten. „Eure Händler zogen eine Decke über unsere Augen," sagte einer der Siouxhäuptlinge zum Governor Ramsay, „und wir unterzeichneten, was wir nicht verstanden."

Sobald der Vertrag von 1851 bestätigt war, mußten die Sioux ihre bisherigen Sitze verlassen und sich in dem kleinen, ihnen belassenen Landstrich, Reservation genannt, ansiedeln. Hier waren sie nun ganz unter der Gewalt der Regierung; ein Agent mit verschiedenen Beamten stand an ihrer Spitze und war der Vermittler des Verkehres zwischen den Rothhäuten und den Weißen. Durch ihn sollten die versprochenen Gelder ausgezahlt, die Lebensmittel und Kleidungsstücke vertheilt, den Klagen und Mißverständnissen abgeholfen werden. Um die Residenz des Agenten entstand bald ein ansehnliches Dorf, indem auf Kosten der den Indianern versprochenen Summen Mehl- und Sägemühlen, Waarenhäuser, Werkstätten für die verschiedenen weißen Handwerker erbaut wurden; auch drei protestantische Bethäuser wurden in der Reservation auf Kosten des Indianergeldes errichtet, denn jetzt fanden sich auch protestantische Prediger ein, da sie aus den großen von der Regierung verwendeten Summen erkannten, wie kostbar die Seelen der Rothhäute seien. Die katholischen Missionäre dagegen, die sich bisher allein um die Sioux gekümmert hatten, konnten jetzt gehen; man gestattete ihnen nicht einmal, in der Reservation sich niederzulassen; doch suchten die katholischen Sioux sie von freien Stücken auf, sobald sie ihre Anwesenheit erfuhren, um von ihnen die heiligen Sacramente zu empfangen. Übrigens fand nicht bloß bei den Sioux und nicht bloß im Jahre 1851 die Ausschließung der katholischen Missionäre statt. Bekanntlich hat der Präsident Grant 1870 alle Indianer-Agenturen den verschiedenen Kirchengemeinschaften übergeben; natürlich hätte man erwarten sollen, daß jene Kirchen, die unter den Indianern besonders thätig gewesen waren und unter ihnen viele Mitglieder zählen, bevorzugt worden wären. Aber die Grant'sche Weisheit verstand es besser. Unter den in Reservationen lebenden Indianern waren etwa 106,000 Katholiken, während die andern Sekten zusammen nur 15,000 Mitglieder zählen; auf 38 Reservationen waren bis dahin ausschließlich katholische Missionäre thätig gewesen und hatten so ziemlich alle dort lebenden Indianer bekehrt; nun, von diesen 38 Agenturen ließ man den Katholiken 8, die übrigen 30 mit ungefähr 80,000 katholischen Indianern erhielten protestantische Agenten und Prediger verschiedener Sekten. Außer den Beamten und protestantischen Predigern fand sich endlich auf der Reservation noch eine dritte Klasse von Weißen ein, nämlich die Händler, welche durch Geldspenden von der Regierung die Erlaubniß zur Niederlassung und zur betrügerischen Ausplünderung der Indianer zu erlangen wußten. Im Ganzen mochte die Zahl der Weißen in der Reservation etwa 200 betragen. Zu ihrem Schutze sowohl wie zum Schutze der ringsum sich ansiedelnden Einwanderer wurde am östlichen Ende der Reservation das Fort Ridgely erbaut und mit amerikanischen Truppen besetzt.

Es waren ungefähr 25,000 Sioux, die sich in der Reservation am Minnesotafluß niederließen; die übrigen hatten

es vorgezogen, ihre Freiheit zu bewahren und waren westwärts nach Wyoming und Montana ausgewandert. Jetzt also mußte die Regierung den Zurückgebliebenen gegenüber ihre Versprechen erfüllen. Dem Vertrage gemäß waren ihnen sofort bei der Niederlassung 550,000 Doll. baar zu bezahlen und außerdem ein Kapital von 3 Millionen niederzulegen, um aus dessen Zinsen die Jahrgelder zu bestreiten; zweimal jährlich sollten sie die nothwendigen Kleider und monatlich Lebensmittel erhalten. Alles dieses wurde beim Abschluß des Vertrages so schön dargestellt, daß den guten Indianern der Mund nach diesen herrlichen Dingen wässerte; besonders freuten sie sich ganz kindlich auf die baar in Gold zu zahlenden 550,000 Doll. Daher stellten sie sich auch bald beim Agenten ein, um dieses Gold in Empfang zu nehmen; allein es war noch nicht angekommen. Ein Jahr vergeht und die Indianer kommen wieder, um sich nach dem versprochenen Gold zu erkundigen. „Noch etwas Geduld," lautet die Antwort; „es muß irgendwo ein Hinderniß eingetreten sein; ich werde euch rufen lassen, sobald das Geld ankommt." So verstreicht ein Jahr nach dem andern bis 1857 und noch haben sie keinen Cent empfangen, obgleich sie schon wiederholt sich an den Gouverneur gewendet hatten. Nun gehen sie endlich nach Washington, um dem „großen Vater" — so nennen die Rothhäute den Präsidenten — ihre Noth zu klagen. In Washington thut man sehr verwundert; die ganze Summe sei ja längst bezahlt. Wo war sie geblieben? Die Regierung sendet den Richter Young, um die Sache zu untersuchen; allein der damalige Gouverneur des Territoriums Minnesota weiß sich zu helfen. Er weist Quittungen über 320,000 Doll. vor, ausgestellt von einem gewissen Hugo Tylor; derselbe habe diese Summe bezogen im Auftrage einiger Händler, denen die Indianer von früher her soviel schuldeten; außerdem hatte dann der gleiche Hugo Tylor noch die Summe von 55,250 Doll. als schuldige Zinsen bezogen. Obgleich der Richter Young in seinem Bericht nach Washington nachwies, daß gar keine Beweise für eine so bedeutende Schuld der Indianer vorlägen und daß dem Vertrage gemäß die 550,000 Doll. den Indianern selbst übergeben werden müßten, wurde dennoch das Verfahren der Beamten und Händler gutgeheißen. Und der Rest der Summe? Ein Händler erbot sich, auf gerichtlichem Wege den Sioux zu derselben zu verhelfen, wenn sie ihm 12,000 Doll. davon abträten. Die Häuptlinge gingen auf diesen Vorschlag ein; allein trotzdem erhielten sie nichts, denn als die Weißen sahen, wie leicht sie zum Besitz der größern Hälfte gelangt waren, wünschten sie auch die kleinere noch zu besitzen. Unter verschiedenen Vorwänden wendeten sie sich nun an den Agenten; dem Einen hatten die Indianer, so klagte er, Waaren gestohlen, und er wurde mit 4800 Doll. entschädigt; einem Andern waren Pferde gestohlen worden, und wieder mußten 5000 Doll. bezahlt werden 2c. 2c. Kurz von der ganzen Summe erhielten die Sioux keinen Cent; Alles blieb in den Händen der Weißen, und die Indianer mußten sehen, wie diese sich mit ihrem Gelde bereicherten. Bevor sie mit den Weißen in Berührung gekommen waren, hatten sie sich ausgezeichnet durch strenges Halten des gegebenen Wortes; jetzt lernten sie von den Weißen, wie man muthwillig sein Versprechen brechen oder umgehen könne. Aber sie waren nun einmal in deren Gewalt. Drohend schaute das Fort Ridgely auf sie herab. Dennoch hätten sie schon damals losgeschlagen, wenn nur ein Strahl der Hoffnung ihnen geleuchtet hätte; so jedoch blieb es beim Reden. Ein Augenzeuge schildert eine Verhandlung, die der Häuptling „Rothes Eisen" mit dem Gouverneur von Minnesota führte. Tiefe Stille herrschte im Blockhause, als sich diese kräftige, sechs Fuß hohe Gestalt erhob; das Haupt mit Federn geschmückt, deren jede einen erschlagenen Feind bedeutete, den Körper wie zum Kriege bunt bemalt, eine Wollendecke leicht über die Schultern geworfen, trat er kalt und ruhig vor den Gouverneur, und indem er die Rechte an den Griff seines Skalpiermessers legte, warf er mit der Linken dem Gouverneur die Friedenspfeife vor die Füße. Dann hob er die Ungerechtigkeiten hervor, die er und die Seinigen erlitten, das Elend, in dem sie schmachteten, mit einer Kraft und Eindringlichkeit, wie man sie selbst bei gebildeten Rednern nur selten findet. „Wir haben unser Land verkauft," so schloß er, „ihr habt uns um das Geld betrogen, und deßwegen hungern wir und unsere Kinder. Wir schmachten dahin, wie die Büffel ohne Weiden; das Blut gefriert in unsern Adern, wie kleine Wasserbäche im Winter. Wir sterben, aber unsere Gebeine werden hier auf dem Felde bleichen und um Rache schreien." Die Antwort des Gouverneurs bestand in der Absetzung des Häuptlings.

Dadurch stieg die Unzufriedenheit der Indianer nur noch mehr; aber vorderhand mußten sie sich gedulden und sehen, wie sie ihr Leben fristen könnten. Als das wenige Wild ihres Gebietes erjagt war und der Hunger sie drückte, rieth man ihnen, noch einen Theil ihrer Reservation zu verkaufen. Wirklich traten sie im Jahre 1858 noch die Hälfte ihres bisherigen Besitzes, nämlich den ganzen Streifen Landes nördlich vom Minnesota-Fluß, an die Vereinigten Staaten ab. Von den dafür versprochenen 166,000 Doll. erhielten sie nur ca. 15,000 Doll. in Lebensmitteln angewiesen; die übrige Summe wurde zwar vom Schatzsecretär in Washington ausbezahlt, kam aber nicht bis zu den Sioux.

Nicht günstiger stand es mit den versprochenen Jahrgeldern; jedes Frühjahr sollten etwa 16 Doll. per Kopf ausbezahlt werden. Mit großen Erwartungen fanden sich die Indianer in den ersten Jahren am bestimmten Tage bei der Agentur ein und warteten mit Ungeduld, bis an sie die Reihe käme. Jeder Indianer stellte sich mit seiner ganzen Familie den Beamten vor, um nach der Zahl der Mitglieder das Jahrgeld zu empfangen. Allein neben dem Agenten saßen die Händler und meistens fand sich, daß der Indianer diesen gerade so viel schulde, als er hätte empfangen sollen. So strichen sie das Geld ein und der Indianer konnte mit seiner hungernden Familie wieder abziehen. Erhielt einer ausnahmsweise baares Geld, so wußte er es nicht zu schätzen, und bevor er noch die Agentur verließ, hatten die Händler es ihm schon gegen eine Flasche Whisky abgenommen. Ähnlich ging es mit den vertheilten Wollendecken und Kleidern.

Auf gleiche Weise, wie hier bei den Sioux in der Minnesota-Reservation, ging es in den andern und geht es leider noch heute; nur wird, seitdem Grant seine methodistischen Glaubensgenossen in den meisten Agenturen an die Spitze gestellt und die katholischen Missionäre vertrieben hat, die Betrügerei und Ungerechtigkeit in viel größerem Maßstabe betrieben. Während daher die Zahl der in den Reservationen lebenden Indianer reißend abnimmt, wachsen die Ausgaben der Regierung für dieselben in's Enorme. Im Jahre 1862 beliefen sich letztere auf 2,327,948 Doll., im Jahre 1872 aber schon auf 7,061,728 Doll.; darin sind die Kosten der durch die unzufriedenen Indianer

veranlaßten Kriege nicht einmal mitgerechnet. Aus dem Vergleich dieser Summe mit der Zahl der zu unterstützenden Rothhäute erhellt schon überklar, daß es nicht ehrlich zugehen kann. So z. B. verlangte man im vorigen Jahre (1875) bloß für die Sioux 2,325,800 Doll.; nun aber beträgt die Zahl der Sioux, für welche die Regierung noch Unterstützung gibt, höchstens 3000; somit träfen auf jeden Einzelnen 800 Doll. jährlich. Mit Recht machte da eine Zeitung den Vorschlag, die Indianer mit Weib und Kind in einem der vornehmsten Hotels Washingtons einzuquartieren; die Regierung würde billiger davonkommen. Daß unter diesen Umständen, so lange die Indianer stets nur die allerschlechtesten Beispiele vor Augen sehen, von einem guten Einflusse auf sie und ihre Civilisation nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich. Unterdessen haben an jenen Orten, an denen man die katholischen Missionäre frei wirken ließ, die Indianer große Fortschritte in der Civilisation gemacht, ohne daß die Regierung dafür auch nur einen Cent auszulegen brauchte. So leben z. B. in New-Mexico in der Erzdiöcese Santa Fe Tausende von Indianern in den Pueblos als Ackerbauer so friedlich und glücklich, daß sie den Weißen als Muster dienen könnten. Da sie unter der Leitung der katholischen Missionäre stehen, hat die Washingtoner Regierung auch nicht nöthig, im Lande Forts zu erbauen und Truppen zu unterhalten.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unsern Sioux zurück. Das Jahr 1861 war für sie ein Mißjahr gewesen, indem die wenigen Früchte, die sie anzubauen gelernt hatten, nicht gerathen waren; dazu kam ein äußerst strenger und langer Winter. Es blieb den Unglücklichen kein anderes Hilfsmittel, als bei den, meistens deutschen, Farmern, die sich rings um die Reservation in großer Zahl bereits angesiedelt hatten, ihren Unterhalt zu betteln; obgleich diese großentheils gaben, soviel sie konnten, starben doch viele Indianer vor Hunger und Kälte. So kam das Frühjahr 1862 und die Sioux stellten sich bei der Agentur ein, um ihre Jahrgelder zu empfangen; allein es war kein Geld vorhanden und die Händler wollten nichts mehr borgen, weil es nach dem Ausbruch des Krieges zwischen den Nord- und Südstaaten zweifelhaft sei, ob den Indianern überhaupt noch etwas ausbezahlt werden würde. Traurig kehrten diese zu ihren Wigwams zurück; jedoch die Noth wurde immer drückender und sie beschlossen, ihr Elend dem Agenten recht deutlich zu zeigen. Am 14. Juli lagerten vor der Thür des Agenten 1300 Siouxkrieger mit ihren halbverhungerten Weibern und Kindern, im Ganzen gegen 5000 Personen, und flehten um Nahrung, da sie, die einst das ganze Gebiet mit seinen unerschöpflichen Jagdgründen besessen hatten, nichts Anderes mehr zur Nahrung fanden, als Wurzeln, die sie mit Mühe aus der Erde scharrten. Alles Flehen und Bitten half nichts; sie mußten mit leeren Händen abziehen.

Es ist begreiflich, daß durch diese Hartherzigkeit der Groll der Indianer sich steigerte und der Gedanke an Selbsthilfe ihnen nahe trat. Sie konnten ja 1300 Krieger stellen, die meistens mit Doppelflinten bewaffnet waren. In der Nähe wohnten die Winnebagos mit etwa 4000 Kriegern und die ungefähr gleich starken Chippewas. Auf diese beiden Stämme glaubten sie rechnen zu dürfen, weil diese mit ihnen befreundet waren und selbst auch Manches von den Yankees zu leiden gehabt hatten. Allein in dieser Hoffnung täuschten sie sich; die Winnebagos und Chippewas waren meistens katholisch und hatten bis dahin ihre katholischen Missionäre behalten können; deßhalb ließen sie sich auch nicht durch die Sioux zum Aufstand verleiten. Außer den Winnebagos und Chippewas wohnten noch in der Nähe die mit den Sioux stammverwandten Yanktons, und diese waren zur Hilfe bereit. Das hob den Muth. Dazu kam, daß die ganze Republik in einen Bürgerkrieg verwickelt war, welcher beinahe alle kräftigen Männer aus dem Westen weggezogen hatte.

Den letzten Anstoß zum Ausbruch des Aufstandes gab eine geheime Gesellschaft, die sich unter den Sioux gebildet hatte. Die alten Häuptlinge wurden beschuldigt, ihren Stamm an die Weißen verrathen zu haben, und junge Wildfänge suchten durch diese Anklagen jene zu verdrängen und sich an deren Stelle zu setzen. Zu diesem Zwecke bildeten sie eine Art Freimaurerloge, die zugleich die Ausrottung der Weißen als Ziel in's Auge faßte. An ihrer Spitze stand ein junger Häuptling, „die kleine Krähe“ genannt. Derselbe war ein eifriger Protestant, d. h. er hatte sich von den Predigern taufen lassen und dafür auf Kosten der übrigen Indianer ein Haus und 80 Acres Land erhalten, welches letztere ihm in jedem Frühjahr von den Weißen unentgeltlich bebaut wurde. Er gehörte also zur Zahl der sog. Indianerfarmer und mußte als solcher lange Beinkleider, Rock und Cylinderhut tragen. Diese Kleidung legte er natürlich ab, als er zur Ermordung der Weißen auszog; dagegen schmückte er jetzt wieder sein Haupt mit Federn und bemalte seinen Leib mit den Kriegsfarben. Aber die Heuchelei und die andern Laster, die er von den Yankees gelernt, legte er nicht mehr ab. Noch am Tage vor dem blutigen Ausbruch (17. August 1862) war er in der Kirche und hatte der Predigt beigewohnt; von dort begab er sich in die Loge, um die letzten Vorbereitungen zur Ermordung der Weißen zu treffen. (Schluß folgt.)

P. Martin Schmid S. J.

Ein Indianer-Missionär des vorigen Jahrhunderts.

(Schluß.)

6. Ein Sieg der Aufklärung.

So hatte denn, wie wir aus den Briefen des P. Schmid ersehen konnten, auch unter diesen Söhnen des Urwaldes, die noch vor zwei Menschenaltern nackt und wild in den Bergen herumzogen, das Christenthum sich Segen spendend angesiedelt, und mit ihm war selbst in zeitlicher Beziehung Glück und Wohlfahrt in diese Einöden gekommen. Gesellig lebten die Indianer in ihren Dorfschaften unter der Obhut und Leitung opferwilliger Männer zusammen, pflegten des Ackerbaues und der Viehzucht, lernten nützliche Handwerke und frohe Künste und dienten Gott mit unschuldigem Herzen voll Freude und Zufriedenheit.



Eine Verhandlung zwischen Indianer-Häuptlingen und amerikanischen Regierungs-Commissären.

Aber inzwischen hatte drüben in Europa eine Bewegung begonnen, die naturnothwendig zum offenen Kampfe gegen alles Bestehende, gegen Thron und Altar führen mußte. Mit den erklärten Feinden des Christenthums, den „Philosophen“, den „Illuminaten“, hatten sich in infamer Weise unter der erlogenen Fratze von Heiligkeit und Sittenstrenge die heuchlerischen Jansenisten verbunden, um, wenn es möglich wäre, die auf dem Felsen gegründete Kirche Jesu Christi zu stürzen. Auch dießmal hatte die Gesellschaft Jesu die Ehre, von den Todfeinden des Christenthums als erste Vormauer der Kirche betrachtet zu werden, und demzufolge galt der erste Sturmlauf ihr. Lug und Trug sollten in der That einen Scheinsieg erfechten — der Reihe nach wurden die Jesuiten aus Portugal, Frankreich und Spanien vertrieben. Groß war das Unheil dieser Katastrophe, zahllose Unterrichtsanstalten schlossen sich, die Jugend, die bisan in ihnen in Gottesfurcht und Wissenschaft herangebildet wurde, fiel fast überall den lauernden Feinden zu; aber am empfindlichsten und einschneidendsten wurde der Schlag jenseits des Weltmeeres, in den Missionen, empfunden.

Die herrlichsten Schöpfungen in Paraguay, das Werk eines Jahrhunderts riesiger Arbeit und Mühen, wurden urplötzlich vernichtet und dasselbe Schicksal traf die Reductionen im Lande der Tschikitos. Alle Missionäre wurden fortgeschleppt; die Weltpriester, welche durch spanische Verfügung an ihre Stelle zu treten hatten, waren der Aufgabe nicht gewachsen. So ging nach und nach Alles verloren; die Indianer traten wieder ihr altes Nomadenleben an; die alte Wildniß wucherte über die urbar gemachten Felder, die blühenden Dörfer zerfielen und fast nur Trümmer bezeichnen heutzutage die Stätte, wo im Schatten des Kreuzes Wohlstand und Gesittung herangeblüht war.

Wir können uns hier nicht versagen, durch einige specielle Angaben die Folgen des Schlages zu beleuchten, der die Missionen der Gesellschaft Jesu in Südamerika vor hundert Jahren traf. Diese Angaben werden es uns nahe legen, was P. Schmid in Mitte jener Katastrophe fühlen mußte. Zuerst wollen wir dem Tagebuche[1] des P. Joseph Peramas einige statistische Mittheilungen entnehmen, welche in dem Augenblicke niedergeschrieben wurden, als die Missionäre im Namen des Königs von Spanien, d. h. auf den Wink seines allmächtigen, „aufgeklärten“ Ministers, auf ein Schiff gebracht und unter dem Jubel der „Philosophen“ Europa's wie Verbrecher hinweggeschleppt wurden von dem Lande der apostolischen Thätigkeit. Schon sind sie auf den Wogen des „Silberstromes“ an Montevideo vorbei und im Begriffe in den atlantischen Ocean auszulaufen, da schreibt der genannte Augenzeuge folgende Zeilen nieder:

„12. October (1767). Wir schwimmen rasch mit der Strömung des Flusses. Das Loth gibt schon 60 Fuß Tiefe und am nächsten Morgen werden wir die Mündung des Rio de la Plata hinter uns haben, dessen Breite jetzt schon an 50 Stunden beträgt. Und jetzt, wo wir das Festland Amerika's verlassen, scheint es mir am Platze, in kurzen Zügen den Stand unserer Provinz von Paraguay in dem Augenblicke zu zeichnen, da uns das Urtheil unserer Verbannung mitgetheilt wurde.

Im Jahre 1767 zählte die Provinz von Paraguay 564 Jesuiten, wovon 385 Priester, 59 Scholastiker, 11 Novizen und 109 Laienbrüder waren.“ [Folgt eine Aufzählung der einzelnen Häuser, worunter 10 Collegien und eine Hochschule.] „Aber was der Provinz von Paraguay Ruf und große Ehre begründete, was ihre Verdienste um die katholische Kirche ausmacht, das sind die Missionen, durch welche die Jesuiten eine so große Zahl von Götzendienern zum Glauben Jesu Christi bekehrten.

„Um einen Begriff von diesen Missionen zu geben, ist vor Allem die der Tschikitos zu nennen, die aus zehn Dörfern oder Reductionen besteht, welche alle schon wohl geordnet sind. [Zu den in der Tabelle S. 115 angeführten kommen noch die Reductionen vom hl. Jakob, von der hl. Anna und vom heiligsten Herzen Jesu.] Diese zehn Reductionen zählten 20,000 bekehrte Indianer und ihre Zahl wuchs mit jedem Jahre, Dank dem Eifer der Neubekehrten, die bald allein, bald von einigen Missionären begleitet auszogen, um ihre Landsleute aufzusuchen. In der That bestimmten ihre Sanftmuth und Liebe die Wilden, die Einöden zu verlassen und sich mit ihnen in den Reductionen anzusiedeln. Auf diesen weiten Zügen hatten die Neophyten und die Missionäre nur zu oft unsägliche Strapazen, Feindseligkeiten, Wunden und Tod zu erdulden. Im Jahre 1762 mußte der P. Narcyssus Patzi vor seinen Augen drei seiner Indianer von den Wilden ermordet sehen und wäre beinahe selbst ihren Lanzenstichen zum Opfer gefallen. Am 19. August 1763 opferte P. Anton Eruaso glorreich Blut und Leben unter dem Messer der grausamen Quaikuri, deren Bekehrung er sich geweiht hatte. Dasselbe Loos traf noch im Jahre 1765 einen Indianer-Neophyten, und ein volles Jahr nach seinem Tode fand sich sein Leichnam ohne Spur von Verwesung und wurde im Triumphe in eine unserer Reductionen übertragen.

„Von der Tschikitos-Mission kommen wir auf die Mission unter den Tschakos (Chaco), die sich über verschiedene Völkerschaften und Stämme erstreckte und in folgende Reductionen zerfiel. [Folgen die Namen der 15 Reductionen.] Etwa 10,000 bekehrte Indianer bewohnten diese 15 Reductionen und diese Zahl versprach sich gerade jetzt bedeutend zu vermehren, da viele Stämme den Wunsch aussprachen, sich mit den Neophyten zu vereinigen, als das Verbannungsdecret ihnen die Missionäre nahm.

„Bei Weitem die zahlreichste und am besten begründete Mission war aber die unter den Quarani, deren Ansiedelungen zumeist sich längs den Ufern des Uruguay und Parana hin erstreckten. Sie zählte 32 Dörfer oder Reductionen. [Folgen die Namen.] Nachdem die Pest vom Jahre 1764 mehr als 10,000 Opfer hinweggerafft hatte, zählten die Reductionen der Quarani doch immer noch 93,000 Neubekehrte.“

Diese Angaben des P. Peramas beschränken sich auf die Provinz Paraguay. Allein außer dieser Provinz wurden durch denselben Federstrich des Königs von Spanien noch sechs andere Provinzen vernichtet und nahezu eine halbe Million neubekehrter Indianer ihrer Missionäre beraubt. Die Zahlen vertheilen sich wie folgt:

	Seelen.
1. Provinz von Chili — Mission von Chiloe . .	7,718
2. Provinz von Ecuador — Mission von Archidona und Maynas	7,586
3. Provinz von Peru — Mission unter den Dschüli, Ciriguani und Motschi	55,000
4. Provinz von Paraguay — Mission unter den Tschikiten, Tschakos und Quaranis	113,716

[1] Journal du P. Josephe Péramas, contenant le récit des choses arrivées aux Jésuites du Paraguay en l'année de leur expulsion.

	Seelen.
5. Provinz von Neu-Granada und Venezuela — Mission am Orinoko und unter den Lanis . .	6,594
6. Provinz der Philippinen — Mission auf den Marianen und der Tagalen	165,022
7. Provinz von Mexiko — Mission von Cinaloa und Californien	122,001
Gesammtsumme der von den spanischen Jesuiten im Jahre ihrer Vertreibung geleiteten Neubekehrten	477,667

Nun rechne man zu dieser Zahl noch alle Seelen, welche durch die Austreibung der portugiesischen Jesuiten dem Verderben preisgegeben wurden, und man wird eine Ahnung von der schrecklichen Verantwortung bekommen, welche auf denjenigen lastet, die mit wahrhaft höllischer Bosheit diese schreckliche Katastrophe herbeiführten!

„Als die sieben ‚Povos‘ (die berühmten sieben Reductionen am linken Ufer des oberen Uruguay) von Spanien an Portugal kamen," — so erzählt uns ein Reisender, dessen Mittheilungen wir alsbald benützen werden — „soll die Bevölkerung sich auf 220,000 Seelen belaufen haben, doch waren es faktisch keine 140,000. Der Census vom Jahre 1814, der mit ziemlicher Genauigkeit angestellt ist, ergibt (nur mehr!) die Gesammtsumme von 6395 Indianern, 824 Weißen, 77 freien Negern, 252 Sklaven, 403 Geburten — total 7851 Seelen . . . Im Jahre 1835 waren die Missionen in noch elenderem Zustande; sie enthielten im Ganzen nur noch — 377 Individuen!" Also von 140,000 schmolzen binnen 70 Jahren diese blühendsten aller Reductionen auf 377 Seelen zusammen: das ist auch eine Logik der Thatsachen! Übrigens ergab bereits im Jahre 1801 die Volkszählung in Uruguay und Paraguay seit dem verhängnißvollen Jahre 1767 eine Verminderung von 98,398 Seelen.

Nach diesen trockenen, aber sehr beredten Zahlen wird ein Blick auf die Ruinen, welche heutzutage die Stätte der Reductionen bezeichnen, das traurige Bild der Zerstörung vervollständigen. Um uns nicht durch Leidenschaftlichkeit täuschen zu lassen, werden wir einfach die Beschreibung des Dr. Robert Avé-Lallemant anführen, der, obwohl er sonst hämische Bemerkungen in Fülle gegen die katholischen Missionen und vorab gegen die Jesuiten hat, sich dennoch beim Anblicke dieser ehrwürdigen Trümmer eines besseren Gefühles nicht erwehren kann.

„Ich wollte noch den Tag nach St. Miguel," erzählt er in seiner ‚Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858‘, „der einst so berühmten Mission, gelangen . . . Plötzlich befand ich mich auf einem ziemlich freien, einige hundert Fuß breiten und langen Platze und hatte einen Anblick, der in diesen Gegenden ebenso überraschend wie Wehmuth erregend sein mußte. Vor mir lag eine prachtvolle, aus rothem Quadersandstein gebaute, aber auch schon total wieder in Ruinen liegende alte Kirche von ebenso großartigen wie edeln Verhältnissen. Sechs breite Stufen führen zu den fünf Eingangsbogen eines herrlichen Peristyls von 64 Fuß Breite und 28 Fuß Tiefe, mit einem Seitenbogen auf beiden Seiten. Dann folgt die Vorderwand der Kirche selbst, etwa 80 Fuß hoch, mit Nischen und sechs Halbpilastern und mannigfachen Sandsteinarbeiten geziert. Drei Vordereingänge führten in die Kirche. Das Mittelschiff war 132 Fuß lang und 30 Fuß breit und durch sieben Bogen, jeder Bogen 6 Fuß breit, mit den beiden Seitenschiffen verbunden, von denen jedes 20 Fuß breit war. Zwischen den Bogenverbindungen standen viereckige Pfeiler von 8 Fuß Dicke und Breite, Alles auf das sauberste ausgehauen und verziert. Das Alles steht noch, aber die Decke oben ist eingefallen. Der Thurm auf der rechten Seite der Kirche ragt noch in drei Stockwerken etwa 110 Fuß hoch hinaus bei 40 Fuß Breite und Dicke. Halbsäulen und mannigfache Sandsteinarbeiten nebst hübschen Vorsprüngen zieren ihn überall und geben ihm ein herrliches Ansehen. Rechts von dem einst so stolzen Tempel ist ein großer, von hohen Quadersandsteinen eingefaßter Platz. Hinter demselben sowie hinter der Kirche hindurch zog sich das in großartigen Verhältnissen gebaute Jesuitencollegium. Hinter dem Ganzen lag dann wieder ein anderer, jetzt vollkommen verwilderter Garten.

Und dieser so sinnige und dennoch so riesige Bau lag in den traurigsten Ruinen da! Die Decke der Propyläen und das Kirchengewölbe ist total eingestürzt. Auf dem Boden des Gotteshauses wuchert ein kleiner Wald, durch welchen schmale Fußsteige von Bogen zu Bogen, von Pfeiler zu Pfeiler führen. Der Thurm ist gerissen an vielen Stellen, und Säulen und Eckpfeiler liegen hochüberwuchert von Farrenkräutern am Boden, während oben auf den Gesimsen, in den Steinrissen, aus den Schnörkeln Riesencactusse, ein Kryptogamenwald und ganze Bäume in der üppigsten Fülle hervorwachsen und den schwebenden Gärten der Semiramis wenig nachgeben mögen. Wundervolle Schmetterlinge umflattern die Ruine und oben auf den höchsten Spitzen zwitschern Waldvögel ihr Abendlied über die tiefe, ernste, mahnende Einsamkeit hinweg.

So lag am 2. April (1858), am Charfreitage, das einst so berühmte Jesuitencolleg von S. Miguel vor mir, eine der früher so viel besprochenen und jetzt nur noch wie fast verklungene Mythen tönenden „Sieben Missionen", Sette-Missaoes oder noch geläufiger Sette-Povos am linken Ufer des oberen Uruguay."

Gerne würden wir den Schilderungen des Dr. Avé-Lallemant noch weitere Ruinenbilder entnehmen, aber wir fürchten zu weit von dem schlichten Lebensbilde abzuschweifen, das wir heute zu Ende führen müssen, und auch die eine Ruine von S. Miguel wird uns einen Begriff von den Gefühlen geben, mit denen die Missionäre die Zerstörung all' ihrer Werke vorhersehen mußten.

In der That, wir dürften uns nicht wundern, wenn wir in den Briefen unseres P. Schmid aus diesen traurigen Jahren bittere und herbe Worte treffen würden. Mußte er doch die Arbeit von nahezu 40 harten Jahren in Trümmer sinken sehen.

Vernehmen wir seine Worte und bewundern wir seine Tugend, die statt aller Bitterkeit und Klage mitten in seinem Schmerze das Auge des Glaubens dankend und vertrauend zum Himmel erhebt.

Er schreibt unter dem 5. October 1767 an seinen Bruder, den Kapuzinerpater Franz:

„Es wird euch längst schon bekannt sein, daß der König von Spanien, wie die Könige von Portugal und Frankreich, auch so weit gekommen ist, alle Jesuiten aus seinem Reiche zu vertreiben. Die Briefe des Königs sind auch hier in Indien und in unserer Mission angekommen. Der König befiehlt darin, daß alle Missionäre nach Spanien eingeschifft werden sollen; nur die ganz Alten und Kranken, welche nicht mehr reisen können, dürfen in diesen Missionen oder Völkerschaften bleiben. Einer von diesen Alten bin auch ich, denn ich bin 73 Jahre alt, und also werde ich hier bleiben. Anstatt der Missionäre, welche nach Spanien abreisen, werden Weltpriester hieher kommen, die in Zukunft die Seelsorger der Indianer sein werden. Einzig und allein aus Erbarmung über die armen Indianer bleibe ich ganz gerne bei ihnen, damit ich, wie bisher, auch in Zukunft ihnen beistehen, sie trösten und ihnen zu allen Tugenden und zu einem seligen Tode helfen möge, bis unser allmächtiger Gott auch mich zu sich rufen wird, welches einzig ich begehre, verlange, bitte und von seiner unendlichen Güte durch die Fürbitte der seligsten Mutter und Jungfrau Maria, unserer Hilfe, Trost und Zuflucht hoffe.

O, was für Zeiten haben wir erlebt! Von Anfang an ist die

Gesellschaft Jesu verfolgt worden, und jetzt in diesen unseren Zeiten haben ihre Feinde es dahin gebracht, daß diese zuerst aus Portugal, hernach aus Frankreich und jetzt auch aus Spanien vertrieben wurde. Unser allmächtiger und gütiger Gott sei für Alles gelobt, gebenedeit, geehrt und gepriesen! In seine unendliche Güte empfehle ich mich. Jetzt sind wir wahre Nachfolger Christi und wahrhafte Gefährten (socii) Jesu! Er geht mit dem Kreuze uns vor und führt uns zum Himmel. O Trost! o Freude! o Seligkeit!

Dieß ist der letzte Brief. Betet für mich, wie ich auch für euch Alle bete, damit wir Alle im Himmel uns wiedersehen und unseren allgütigsten Gott in Ewigkeit lieben, loben und preisen mögen. Amen. Der P. Julian Knogler aus der Pfalz und Andreas Roth aus Konstanz, meine Mitmissionäre, nehmen diesen Brief mit sich und hoffen, in das Schweizerland zu kommen."

Auch dieser Wunsch und diese Hoffnung, wenigstens die letzten Tage seines Lebens unter den Indianern zubringen zu dürfen, ging dem durch Arbeit und Mühsal gebrochenen Manne nicht in Erfüllung. Er, der 73jährige Greis, wurde hinausgestoßen aus dem Lande, in dem er gelebt und gewirkt; man zwang ihm den Wanderstab in die Hand; die Kinder, die er durch die Predigt des Evangeliums Gott gezeugt, mußte er verlassen, und fort über Land und Meer nach Europa zurück die weite Reise antreten. Doch vernehmen wir aus seiner eigenen Feder die schlichte Erzählung, die er nach seiner Rückkehr zu Augsburg in einem Briefe an seinen Neffen, den P. Franz Xaver Schmid S. J., niederlegte:

„Es wird Ihnen schon bekannt sein, wie übel man mit uns verfahren ist. Aber wir trösten uns, denn wir wissen, daß der bessere und größere Theil der Welt von uns sagen wird, was von den heiligen Aposteln geschrieben steht: Ibant Apostoli gaudentes a conspectu concilii. . . Froh gingen die Apostel aus der Rathsversammlung, weil sie würdig geachtet wurden, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden.

Zu Ende des Jahres 1767 sind einige Hauptleute mit einer Schaar Soldaten in die Missionen gekommen, um uns den Befehl des Königs anzukündigen und uns aus den Missionen wegzuführen. Es hat uns sehr viel Mühe gekostet, die Indianer zu überreden und zurückzuhalten, daß sie nicht aufrührerisch wurden und alle Hauptleute und Soldaten um das Leben brachten. Wir haben also endlich sie verlassen und uns auf die lange Reise begeben können: aber mit was für Traurigkeit, Schmerzen, Weinen und Wehgeschrei der armen Indianer, ist nicht auszusprechen oder zu beschreiben."

Von nun an stand dem greisen Missionäre der Jammer seiner verlassenen Kinder beständig vor Augen, fast in allen Briefen denkt er ihrer. So von Innsbruck aus an seinen Bruder P. Franz:

„Unterdessen ist das unglückliche Schicksal der Indianer am meisten zu bedauern, welche wir verlassen mußten, ohne sie ferner belehren, ihnen helfen und beistehen zu können. Freilich wurden anstatt unser einige Weltpriester und auch einige Ordensgeistliche hingeschickt, aber die Indianer wollen Niemanden anders annehmen als die Jesuiten. Daher haben schon einige ihre Seelsorger aus ihren Dörfern vertrieben, andere sind geflohen und zu ihren alten Bergen zurückgekehrt. Dieß ist über Alles zu bedauern — nicht unsere Verbannung, sondern das traurige und unglückliche Schicksal der Indianer, welches eine Folge unserer Verbannung ist. Bitten wir Gott, daß er durch seine unendliche Barmherzigkeit diesem so großen Unglücke steuern und ihm abhelfen wolle!"

Dem oben angeführten Briefe von Augsburg 28. October 1770 fügt er folgende Nachschrift bei:

„In die Missionen der Tschikitos hat man spanische Weltpriester als Seelsorger geschickt und nebst diesen noch Hauptleute. Alle diese werden außer ihrem Solde den Indianern erpressen, so viel sie können. Die Folge davon wird sein, daß die Indianer entweder sich wider sie auflehnen und sie vertreiben, oder daß sie sich in ihre alten Wälder flüchten werden. Dieses ist schon in einer oder der andern Reduction geschehen, sobald die Missionäre Abschied genommen hatten. In einem Dorfe haben die Indianer das Pfarrhaus bewaffnet umringt und den neuen Pfarrer zur Flucht gezwungen. Auf ähnliche Weise machten sie es in einer andern Reduction, und noch in einer andern ist der spanische Hauptmann aus Furcht geflohen. Wir hörten von verschiedenen Missionen, daß sich dergleichen Dinge zugetragen haben. Aber eben das ist ja am allermeisten zu bedauern, daß nämlich so viele Missionen, so viele Seelen, welche Jesu Christo sein allerheiligstes Blut und den Missionären so viele Arbeit, Mühe und Schweiß gekostet haben, verloren gehen. Misericordia, Señor! Misericordia! Barmherzigkeit, Herr! Barmherzigkeit!"

Das sind die herrlichen Folgen der sogenannten „Aufklärung"! Auch hier gilt das Wort: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."

7. Die letzten Jahre.

Es erübrigt uns noch, kurz den Lebensabend des Mannes zu zeichnen, dessen Schicksale, Arbeiten und Leiden wir bisan gefolgt sind.

Im December des Jahres 1767 war die Abreise aus dem Lande der Tschikitos erfolgt. Der Weg führte über die hohen peruanischen Cordilleren; man reiste auf Maulthieren und kam nur langsam voran; erst am 30. Mai, also nach fünf Monaten, erreichten sie das Gestade des stillen Oceans, die Hafenstadt Arica. Sofort bestiegen sie ein Schiff und steuerten nordwärts nach der Landenge von Mexico; auf dieser Fahrt hatten sie ein furchtbares Ungewitter zu bestehen, während dessen ein Blitzstrahl die Spitze des Hauptmastes zerschmetterte. Ende August erreichten die Verbannten Panama, woselbst sie einen Monat rasteten und dann die Reise nach Portobello fortsetzten. Erst am 2. Januar 1769, nachdem das mörderische Klima elf Missionäre hinweggerafft hatte, brachte sie ein Schiff nach Carthagena und Havanna und von da nach glücklicher Fahrt in den Hafen von Cadix, den sie am 24. Mai erreichten. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht; nachdem sie in verschiedenen Klöstern vertheilt ein Jahr zugebracht hatten, ging es nochmals unter Segel und P. Schmid gelangte nach Italien, durch welches die Reise über Bologna, Mantua und Trient nach Innsbruck führte. „Ein besonderer Umstand machte uns den ganzen Weg durch Italien," schreibt er, „leicht, kurz und angenehm, die Weinlese nämlich. Wir haben ganze Tage lang zu beiden Seiten des Weges ununterbrochene Weinberge voll der schönsten und schon zeitigen Trauben angetroffen, derer wir dann wohl auch theilhaftig geworden sind." Am 13. Wintermonat 1770 erreichte endlich der 76jährige Greis das Ziel seiner Reise, Augsburg, wo ihn der Provincial der oberdeutschen Ordensprovinz, P. Maximus Mangold, mit offenen Armen empfing und wo er den Winter über, der ihm nach 44 Jahren wohl rauh vorgekommen sein mag, rastete.

Kaum war die Kunde von der Rückkehr des alten Indianermissionärs nach der Schweiz gedrungen, als auch schon Briefe von Mitgliedern des Rathes aus Luzern und von den Anverwandten unseres Paters aus Baar an den P. Provincial kamen mit der Bitte, er möchte doch die früheren Mitschüler und die Geschwister des Heimgekehrten nicht des Trostes eines lange

Ruine des Jesuiten-Collegs St. Miguel in Paraguay.

gewünschten Wiedersehens berauben. P. Mangold war gerne geneigt, diesem billigen Wunsche zu entsprechen, und sandte den P. Schmid im Frühjahre 1771, sobald die bessere Jahreszeit es gestattete, nach der Schweiz. Im Collegium zu Luzern, wo er vor mehr als 50 Jahren seine Studien gemacht hatte, nahm er seine Wohnung und verlebte daselbst, geliebt und hochverehrt von den Ordensgenossen wie von den Auswärtigen, voll Demuth, Liebe und Freundlichkeit gegen Alle, seine letzten Tage, deren ja nicht mehr viele sein konnten. Auch jetzt hatte er seine lieben Indianer drüben in der neuen Welt nicht vergessen; seine Gebete und Seufzer waren für sie. Als er einst mit einem Pater in einem Nachen auf dem Vierwaldstättersee fuhr und dieser die Rede auf das Weltmeer brachte und die Frage stellte, ob man dasselbe wohl in einem so schwachen Fahrzeuge befahren könnte, rief der hochbetagte Mann mit dem Feuer eines Jünglings: „Mein Pater, wenn es mir erlaubt wäre, zu meinen Tschikitos zurückzukehren, so wollte ich mit Freuden mich diesem Nachen anvertrauen, auf Gott hoffend, daß er mich meinen Kindern zuführen würde."

Im August besuchte er noch einmal Baar, seinen Heimatort, und sah dort seine hochbetagte Schwägerin und deren Kinder; sein Bruder Sylvan, den er so gerne nochmals gesprochen hätte, war bereits gestorben. Acht Tage verweilte der ehrwürdige Greis zum großen Troste der Seinigen im elterlichen Hause und kehrte dann wieder nach Luzern zurück, wo Gott seinen alten Diener nach kurzer Krankheit den 10. März 1772 in einem Alter von 78 Jahren zum ewigen Lohne abberief. Sein Neffe, P. Xaver Schmid, leistete ihm geistlichen Beistand, hörte noch seine vollständige Lebensbeicht und berichtete den Anverwandten in Baar, wie der Sterbende beim Empfang der heiligen Wegzehrung und Ölung alle Gebete ruhig mit dem Priester sprach, volle Besinnung bis zum Ende bewahrte und nach kurzem und leichtem Todeskampfe selig im Herrn entschlief. R. I. P.

So hatte Gott seinem Diener die letzte und schwerste Prüfung, die so manchen im Weinberge des Herrn ergrauten Arbeiter wenige Monate später niederbeugte, erspart. Als im nächsten August Clemens XIV., dem Schiffer gleich, der, um das Fahrzeug im Sturme zu retten, die Masten kappt und den Wellen preisgibt, von den bourbonischen Ministern gehetzt und gequält, die Aufhebung der Gesellschaft Jesu verhängte, ruhten die Gebeine des alten Indianer-Missionärs in der Kirche des hl. Franz Xaver und war sein Geist, so hoffen wir zuversichtlich, bereits aufgenommen in das Reich des Friedens und der ewigen Ruhe, die kein trauriges Ereigniß mehr trüben kann, weil die uns unerforschlichen Rathschlüsse Gottes den Seligen offen liegen und sie da klar die größere Ehre Gottes sehen, wo unser beschränkter Blick nur einen Sieg der Bosheit zu schauen wähnt.

Chinesisches.

XIII. Die geheime Gesellschaft der weißen Seerose (Pei-lien-kiao)[1].

Kein Volk der Erde versteht es wohl so gut als das chinesische, Vereine und Genossenschaften zu bilden und die daraus entspringende Macht zu verwerthen. Auf mehrere dieser Gesellschaften haben wir schon in diesen Notizen hingewiesen, so auf die Zünfte und Handelsgenossenschaften, auf die Bettlervereine u. s. w. (1874, S. 58, 149 ꝛc.) Außer diesen öffentlichen Vereinigungen gibt es aber auch mehrere geheime Gesellschaften, die so ziemlich mit den Freimaurern in ihrer Organisation und in ihren Zwecken zusammenstimmen. Die erste Stelle in Bezug auf ihre Bedeutung und Mitgliederzahl nimmt unter diesen der Orden der weißen Seerose ein.

Wie die Freimaurer Europa's und Amerika's den Ursprung ihres Bundes gerne in das graue Alterthum verlegen und wohl gar von Hiram's Bauleuten am Salomonischen Tempel herleiten, so will auch der Orden der Seerose schon im zweiten christlichen Jahrhundert, zur Zeit des Kaisers Lim-ti, entstanden sein und unter verschiedenen Namen als „Vereinigung von Himmel und Erde", oder „himmelblaue Seerose", oder „rothe Seerose" stets fortgelebt haben. Wie viel oder wie wenig Wahres an dieser Behauptung sei, lassen wir dahingestellt; unter seinem jetzigen Namen existirt der Bund jedenfalls erst seit der Regierung des Kaisers Kia-king (1796—1820). Sein Ursprung soll folgender sein. Ein Gelehrter aus der Provinz Schansi, Namens Ly, ein ehrgeiziger und unternehmender Mensch, hatte es sich in den Kopf gesetzt, er sei zum Herrscher China's bestimmt. Er zog sich, um seinen Gedanken zur Ausführung zu bringen, zunächst in die Einsamkeit zurück und brütete in den Gebirgen von Schansi ein neues Religionssystem aus. Dann begab er sich in die als revolutions- und neuerungssüchtig bekannte Provinz Honan und begann die arbeitende Klasse an sich zu ziehen, indem er ihre Lage zu erleichtern versprach. Mit Begeisterung wurde er aufgenommen und sein beredtes Wort machte ihn bald zum allmächtigen Führer einer starken Partei. Eben im Begriff, eine große Armee zu sammeln, überraschte ihn ein plötzlicher Tod; aber sein Werk fiel nicht mit ihm. Zwei seiner Schüler stellten sich an die Spitze der Aufrührer. Die Jahrbücher der Seerose erzählen, Wam und Kao — so hießen die beiden Schüler — hätten eine Armee gesammelt, wie es keine zweite jemals gegeben; die Krieger seien zahllos gewesen wie der Sand am Meere, die kaiserlichen Truppen vor ihnen in die Gebirge geflohen und daselbst vor Hunger umgekommen. Diese Berichte enthalten freilich mehr Dichtung als Wahrheit; aber so viel ist doch sicher, daß sich die Aufrührer der Hauptstadt bemächtigten und bis in den kaiserlichen Palast eindrangen. Allein die Zwietracht der beiden Führer und die Unbotmäßigkeit der Untergebenen retteten für dieses Mal die herrschende Mongolen-Dynastie; Wam und Kao wurden gefangen und enthauptet; Wam, der sich als kühner Feldherr und begeisterter Volksredner ausgezeichnet hatte, wird heute noch von den „Brüdern" als Martyrer gepriesen. Nach dieser mißglückten Empörung wurden die Rebellen auf's Grimmigste verfolgt, und jetzt scheint sich der Geheimbund der weißen Seerose gebildet zu haben.

Sein Zweck ist ein rein politischer, nämlich die Vertreibung

[1] Nach einem Briefe des P. Leboucq S. J., Missionärs in Tschely (Études religieuses etc. 1875. VIII. p. 197 sqq.).

der jetzt in China herrschenden Mandschu-Dynastie Tsin und ihre Ersetzung durch die echt chinesische Dynastie Ming, welche bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts die Herrschaft besessen hatte und von welcher noch einige Sprößlinge vorhanden sein sollen. Wie er diesen Zweck durch seine fortgesetzten Empörungen an den Tag gelegt hat, so spricht er ihn auch deutlich aus in seinen Diplomen, welchen sonst der auch unsern Freimaurern gewöhnliche Phrasenschwall, eine Unzahl mystischer oder vielmehr bedeutungsloser Namen eingeschlossen, nicht fehlt.

„Beim Eintritt in den großen Orden," so lautet die Übersetzung dieses Aktenstückes, von dem wir ein Facsimile mittheilen, „schwört man den Eid im Angesichte des Himmels. Man gelangt dann in das Thal von Tschang-tscha und von dort geht der Zug nach der großen Ebene. Alsbald setzen die Brüder über den Strom U-long auf einer Brücke von Kupfer und Eisen; mitten von der Brücke aus sehen sie von ferne die Stadt Mo-jang. Nachdem sie sich im Saale Tschong-y gegenseitig begrüßt, vereinigen sie sich in der Zahl von einer Million Soldaten. Dann wird die [mongolische] Dynastie der Tsin den Thron dem [chinesischen] Hause der Ming räumen. Mögen Alle kommen und sich unserm Bunde anschließen! Möge Jeder sich Mühe geben, Brüder anzuwerben! Wir können keinen Frieden haben, bevor die Dynastie der Ming nicht wieder den Thron bestiegen hat." [1]

Weil jedoch der politische Zweck wenig geeignet war, die Massen anzulocken, deßhalb trachteten die Führer den politischen Bund unter dem Gewand einer Religion zu verhüllen. Dem freimaurerischen Weltenbaumeister entsprechend wurde eine neue Gottheit erfunden, die U-schem-lao-mu, d. h. die „Urmutter ohne Anfang", die Baumeisterin des Himmels und der Erde. In einer kleinen Schrift, die den Mitgliedern des Bundes zur Belehrung mitgetheilt wird, heißt es:

„Wir kennen keine andere Gottheit als die Urmutter ohne Anfang; sie gab uns den Körper, dessen wir uns zur Arbeit bedienen, den Verstand, der uns über alle geschaffenen Wesen erhebt, und die Seele, deren Schönheit so groß ist, daß sie den Göttern ähnlich wird. Wiewohl wir nur die U-schem-lao-mu anbeten, müssen wir doch allen Gottheiten unserer Dörfer äußerlich Verehrung bezeugen, um mit den Mitmenschen in Frieden zu leben und unsern erleuchteteren Glauben vor ihnen zu verbergen. Jedes Glied unseres Bundes muß das Gold, das Silber, die Edelsteine, die Schmucksachen, Schloß und Schlüssel verehren, so wie überhaupt Alles, was die Urmutter zu unserm Nutzen hervorgebracht hat. Die Einfachheit unserer Lehre erhebt unsere Religion über alle andern, die ebensowenig der Beweise bedürften als wir, wenn sie wahr wären."

Natürlich hat der Orden der Seerose auch seinen besondern Himmel; wenn ein Glied des Ordens stirbt, eilen seine Kinder zu einem Min-Jen (Mann des Lichtes = Seher) mit der Frage, in welche Ordnung der Seligen er den Vater gebracht habe. Der „Mann des Lichtes" legt dann sein Zaubergewand an und beginnt nach einigen Augenblicken der Sammlung und des Schweigens die Ceremonie des Jun-ki (Erneuerung der Luft). Knieend mit geschlossenen Augen holt er dreimal tief Athem, um sein Inneres zu reinigen, dann beschreibt er mystische Figuren in der Luft, und bald ist er in Unterhaltung mit der Urmutter; er sieht die Seele des Verstorbenen und verkündet ihr Loos. Dieser Trost kömmt aber der trauernden Familie gewöhnlich recht theuer zu stehen.

„Vor acht Jahren," erzählt ein Missionär, „hielt ich mich in einer Herberge des Dorfes Jen-Kiu auf, da trat ein junger Mann ein und redete meinen Katechisten also an: ‚Ich weiß, daß ihr die Religion des Herrn des Himmels predigt; ich hatte mit meiner Familie die Thorheit, der Seerose anzuhängen. Mein Vater hat einen Theil seines Vermögens hingeworfen für ihre leeren Titel. Da starb vor Kurzem meine Mutter. Ich mußte der Sitte gemäß zum ‚Seher'. Der Min-Jen versetzte sich in Ekstase, aber es war ihm unmöglich, die Seele meiner Mutter deutlich zu sehen. ‚Doch,' setzte er lächelnd bei, ‚Du bist reich, junger Mann. Könntest Du Deiner Mutter den Schmerz, der Dich erfüllt, nicht auf eine viel bessere Weise als nur mit Thränen bezeigen?' Ich verstand und versprach 1000 Sapeken. Der ‚Mann des Lichtes' wiederholte seine Ceremonie und dießmal schon mit besserem Erfolge; er glaubte die Verstorbene zu erkennen, aber es war Alles noch etwas nebelhaft; allein sobald ich 1000 neue Sapeken versprach, kam dem ‚Manne des Lichtes' die Erleuchtung. Er sieht meine Mutter und beschreibt mir auf das Genaueste ihre Kleidung nach Stoff, Schnitt und Farbe, die Schönheit des Gartens, in dem sie lustwandelt — und das Alles für 2000 Sapeken!' Es war natürlich nicht schwer, den jungen Mann von der Eitelkeit seiner Sekte zu überzeugen und zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen. Etwa hundert seiner früheren Glaubensgenossen folgten seinem Beispiele."

Der Eintritt in den Orden geschieht durch einen Eid, der mit dem Schwur der Freimaurer ebenfalls eine bedeutende Aehnlichkeit hat. Der Candidat gelobt, Alles zu glauben und zu thun, was man ihn lehren werde, und setzt dafür sein Blut und Leben zum Pfande. Wenn er eidbrüchig würde, „soll Tod und Fäulniß und ewiger Fluch seiner Brüder über ihn kommen". Diesen Eid leistet er im Dunkel der Nacht, während man zwei scharfe Schwerter über seinem Kopfe kreuzt; diese Ceremonie heißt „Kuo-Kiono = der Uebergang über die Brücke", nämlich die Brücke von Kupfer und Eisen in dem oben citirten Diplom. Unmittelbar nachher macht man sowohl ihm, als dem, der den Eid empfängt, eine kleine Wunde am Arm, läßt einige Blutstropfen in eine Tasse Thee träufeln, welcher dann von beiden getrunken wird. Darauf theilt man ihm die Zeichen mit, an denen sich die Eingeweihten untereinander erkennen; die hauptsächlichsten bestehen in einer gewissen Art und Weise, eine Tasse Thee und eine Pfeife anzubieten oder anzunehmen. Auch erhält der neue Bruder eine Legitimationskarte, durch die er sich bei den einzelnen Logen der Seerose ausweisen kann. Wir können das Facsimile einer solchen Legitimation mittheilen; sie lautet in der Uebersetzung:

„Loge zur vollkommenen Gerechtigkeit.

Tseu-ja-yu, wohnhaft zu Bangkok im Königreich Siam, wurde unter Numero 120 eingetragen. Er hat seinen Beitrag mit einem Silberstück erlegt, das der Vorsitzende von Hung-scheu entgegennahm. Dieser Schein gilt als Beleg.

Gegeben am 15. des 2. Monates unter der Regierung von Tien-uin."

Der Orden der Seerose hat sein vollkommen ausgebildetes Beamtensystem für das Heer, wie für den Civilstand, als wenn er morgen schon die Zügel der Regierung in die Hand nehmen wollte. Die Eingeweihten tragen den Namen Hao-sche, „der

---

[1] Der Halbkreis, das Dreieck und das Rechteck sind die Siegelabdrücke der drei höchsten Würdenträger des Ordens. Das Achteck wird gebildet von einer symbolischen Linienschrift, als deren Erfinder Fuhi, als deren Erklärer Confucius gilt. Diese Schrift besteht aus ganzen (——— yang) und gebrochenen (— — yu) Linien; aus ihrer Zusammenstellung entstehen zunächst vier Formen: ⚌ vollkommen, ⚍ unvollkommen, ⚎ unvollkommener, ⚏ unvollkommenst; daraus bilden sich dann: ☰ Himmel, ☷ Erde, ☴ Wind, ☲ Feuer, ☳ Donner, ☵ Wasser, ☶ Berge, ☱ Ströme u. s. w.

Riten Kundige", auch wohl Hiong, „Brüder"; an der Spitze der Einzellogen stehen Fa-sche, „Kundige der Gesetze"; die Provinzen werden geleitet von den Y-sche, „große Lehrer", und so geht's hinauf bis zum „Fürsten"; in jeder Provinz hat der Orden einen „königlichen Palast". Die Großwürdenträger scheinen übrigens auch in China neben der Sorge für das Gemeinwohl des Ordens ihr Privatinteresse nicht zu versäumen. Ein Missionär wenigstens schreibt, er habe die Bekanntschaft des Y-sche von der Provinz Tscheli gemacht; als dieser „Bruder" zur Würde des Großmeisters erhoben wurde, besaß er kaum einige Morgen schlechten Landes; heute hat er einen Grundbesitz von über 1200 Morgen des besten Bodens, der ihm jährlich an 10,000 M. abwirft. Sein Vermögen, sagt man, sei unermeßlich, aber die Klugheit räth ihm, dasselbe zu verbergen. Er ist verpflichtet, große Summen bereit zu halten für den Fall einer günstigen Gelegenheit zur Empörung. Auch an nächtlichen Festen scheinen die chinesischen Maurer nach Art ihrer europäischen „Brüder" Gefallen zu finden. Am Neujahrstag und beim Geburtsfest des „Fürsten" oder des „großen Lehrers" kann man sie, wenn die Wächter die dritte Nachtwache auf dem Tamtam verkünden, mit einem Quersack beladen von allen Seiten heranziehen sehen; sie kommen, um ihren Obern zugleich mit ihrer Huldigung bedeutende Gaben zu Füßen zu legen und einen großen Schmaus zu feiern. Die Frauen haben keinen Zutritt zu diesen Festen wie auch nicht zu den Würden des Ordens; man entschädigt sie dafür, indem man ihnen gewisse Vertrauensposten zutheilt und ihnen für die Zeit, wann der Geheimbund sein Ziel erreicht hat, die glänzendste Lage in Aussicht stellt.

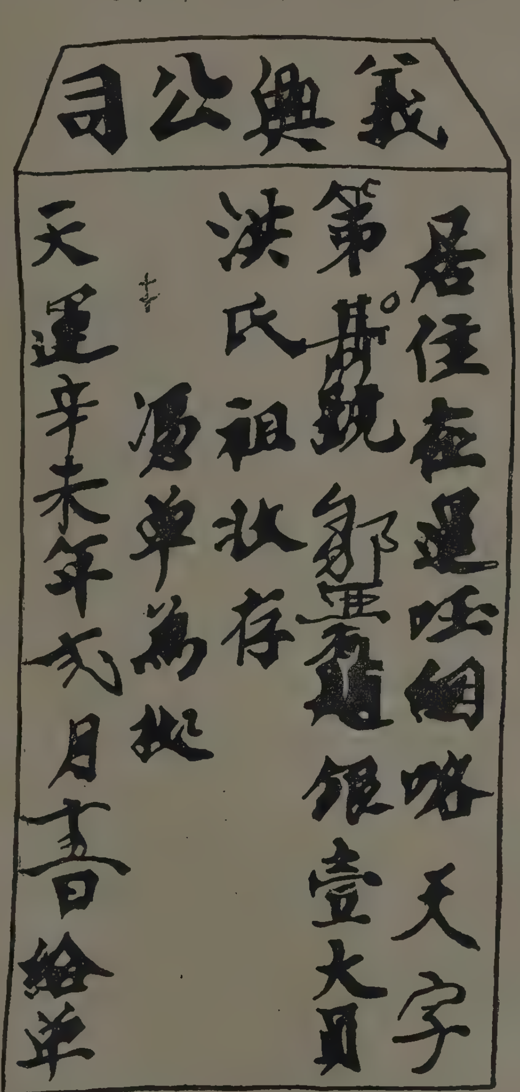
In den Provinzen Schan-tong, Honan und Tschely soll mehr als ein Drittel der Bevölkerung zum Bunde gehören, aber auch in den andern Provinzen sehr zahlreich vertreten sein. Er liebt es nicht, seinen Nachwuchs aus dem Gelehrten- und Beamtenstande zu nehmen; die Männer, welche der Kaiser sich durch Verleihung von Titeln und Aemtern verbunden hat, scheinen den Führern für ihre anzustrebenden Zwecke wenig zuverlässig. Hauptsächlich rekrutirt er sich aus dem gewöhnlichen Landvolk; auch spielen die Frauen eine nicht unwichtige Rolle, und wenn die Seerose jemals es zu einer Commune bringen sollte, wird es ihr an Petroleusen nicht mangeln. In China hat das Weib, die Hausmutter nicht ausgenommen, nur eine niedrige sociale Stellung; die Seerose nun verspricht allen den Frauen die häusliche Herrschaft, welche selbst dem Orden beitreten und ihre Gatten zum Eintritt bewegen; das lockt gar Viele, und es ist sogar nichts Seltenes, daß die Mütter auch ihre Kinder, Knaben und Mädchen, dem Bunde zuführen und den Eid schwören lassen — einen Eid, der um so seltener gebrochen wird, als auch in China die Schärfe des Dolches über dem Verräther wacht. Eine überaus ergiebige Quelle des Nachwuchses für die geheimen Gesellschaften bildet dann auch der Kinderraub, der in ganz China schamlos getrieben wird. Bekanntlich bemühen sich die Missionäre, die von ihren Eltern ausgesetzten und einem sichern Tod geweihten Säuglinge aufzusuchen und für das zeitliche und ewige Leben zu retten; um diese ausgesetzten und verstoßenen Kinder aber bemüht sich der Orden der Seerose nicht; er findet es viel bequemer, kräftige Knaben und Mädchen im Alter von 6 bis 10 Jahren zu stehlen und für seine Zwecke zu erziehen.

Diplom des Geheimbundes der weißen Seerose.

Fragen wir nun zum Schluß, wie diese geheime Gesellschaft sich zum Christenthum stellt, so müssen wir gestehen, daß sie, allerdings ohne es zu wollen, demselben manchmal einen gewissen

Vorschub leistet. Die Religion, die sie dem Landvolke predigt, entwöhnt dieses von dem althergebrachten Götzendienste, und man braucht den Begriff der „Urmutter ohne Anbeginn", der „anfangslosen Gottheit", nur etwas zu modificiren und zu verbessern, um ihn für den wahren Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, gültig zu machen. In der That haben die Missionäre an manchen Orten unter den einfachen Anhängern der Seerose, freilich nicht unter den Führern, eine reiche Ernte gehalten. Eine einzige Präfektur lieferte innert zehn Jahren etwa 6000 Neubekehrte, die sämmtlich vormals der Religion der Seerose angehörten. „Der Ort," schreibt ein Missionär, „an dem ich mich seit sechs Jahren befinde, hat eine Gemeinde, die ausschließlich aus ehemaligen Brüdern der Seerose besteht; zwei Dritttheile der Geheimbündler haben sich bekehrt." Ein anderer Missionär hat eben jetzt 200 eifrige Neophyten aus ihrer Mitte. Im Südwesten der Präfektur von Ho-kien-fu, im Vikariate Süd-Tschely, jenseits des kaiserlichen Kanales Yan-loan-ho, gab es noch vor zehn Jahren keinen Christen. Heute sind daselbst über 1600 Neubekehrte und 6—700 Katechumenen, welche fast alle vormals die „Urmutter ohne Anbeginn" anbeteten.

So hat die weiße Seerose durch die Verkündigung ihrer neuen Religion dem Christenthum unter der einfachen Landbevölkerung die Wege geebnet: Gottes Vorsehung weiß Alles zur Förderung ihres Reiches zu gebrauchen, — selbst die Umtriebe der Freimaurerei!



Legitimationskarte eines chinesischen Freimaurers.

XIV. Der Bund des „Wahren" (Tsai-ly-hoei).

Eine zweite geheime Gesellschaft bildet der Bund des „Wahren" oder des „Gerechten". Ly-tscham, ein politischer Träumer, gründete sie; jedoch erst beim Tode des Stifters, vor etwa 60 Jahren, zog sie die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, als ihre Glieder am 25. Tage des 3. Monates eine Procession zum Grab ihres Stifters unternahmen. Die Behörde verbot diesen Aufzug, da kamen die Brüder bewaffnet; die Mandarine, ihrer Schwäche bewußt, mußten für den Augenblick diesen Hohn gegen die Regierung hinnehmen, später aber rächte sich der Gouverneur von Tien-Tsin, indem er das Grabmal des Tscham zerstören ließ.

Wenn man die Brüder des „Wahren" nach dem Zwecke ihres Bundes frägt, so antworten sie ungefähr mit unsern Maurern, er habe keinen politischen Zweck und wolle nur die Förderung der Menschenwürde. „Die anderen Vereine," sagen sie mit großer Demuth, „gleichen dem Regen, der sich in der Gasse sammelt; der unsere dem reinen Morgenthau, der auf den Blättern perlt." Die Brüder zeichnen sich durch einen lächerlichen Stolz aus. „Wir sind die ersten Menschen der Erde," sagen sie sich ohne Ende vor. Als äußeres Abzeichen tragen sie eine breite weiße Binde (weiß ist in China die Farbe der Trauer); sie soll ein beständiger Protest sein gegen die Zerstörung des Grabmales Tschams. In Krankheit, Armuth, Verfolgung helfen sie sich gegenseitig mit einer gewissen Brüderlichkeit; diese Hilfe macht sie für die bedeutenden Geldopfer willig, die sie jährlich an ihre Vorgesetzten zu entrichten haben, und führt ihnen nicht wenige neue Mitglieder zu. Es ist den Brüdern verboten, Wein zu trinken, eine Pfeife zu rauchen und gewisse Speisen zu genießen. Allein man hält diese Vorschrift nur in der Öffentlichkeit.

Das große Geheimniß des Bundes ist eine lächerliche Ausgeburt heidnischen Aberglaubens. Am 21. Tag des 7. Mondes zieht eine Gesandtschaft der frömmsten Brüder von Peking nach den 20 Stunden entfernten Bergen von Ni-schu-lan-schäng. Jeder dieser Pilger trägt einen Quersack, in dem sich zwei Stücke Tuches und ein leeres Fläschchen befinden. Diese Fläschchen haben sie mit mühsam zu sammelnden Thautropfen zu füllen. Die Arbeit fordert Geduld und die Brüder bringen oftmals 14 Tage und Nächte auf dem Gebirge zu, bis es ihnen glückt, ihre Sendung zu erfüllen. Dann ziehen sie nach Tien-Tsin, um Fläschchen und Tücher den Häuptern ihres Bundes einzuliefern. Diesen liegt nun der Haupttheil der mystischen Handlung ob. In den besten Kleidern nahen sie sich den Fläschchen und gießen den Thau in einen eigens hiezu bestimmten kleinen Kessel. Blätter der Theestaude und Baumblätter vom Nischu-Gebirge, welche die Pilger brachten, werden hineingethan und zu Brei gekocht — das ist der „heilige Brei" (Mi-kao). An der Sonne getrocknet, zertheilen ihn die Häupter des Bundes in winzige Dosen; die Brüder drängen sich herbei und sind froh, für 1000 Sapeken den hundertsten Theil einer Unze dieses Universalheilmittels zu erhalten.

Der Bund des „Wahren" ist dem Christenthum viel unzugänglicher als der Orden der Seerose. Er haßt dasselbe; bei

dem Blutbade von Tien-tsin im Jahre 1870 sollen seine Mitglieder unter den Mördern stark vertreten gewesen sein. Die Ursache dieses Unterschiedes liegt in der Verschiedenheit der Volksklassen, aus denen er sich ergänzt. Die „Seerose" wirbt einfache Landleute an, der Bund des „Wahren" aber zieht seinen Nachwuchs zumeist aus dem Handwerkerstande der Städte, in welchen der Fremde und seine Religion vielfach ein Gegenstand des Hasses ist.

Die Bekehrung der Gambier-Inseln.

(Mitgetheilt von P. Jacob Bund, aus der Congregation der heiligsten Herzen.)

(Schluß.)

Mit der Bekehrung der Gambier-Inseln steht ein der Ankunft der Missionäre vorhergegangenes Ereigniß in enger Verbindung, das, wiewohl es außergewöhnlich, ja wunderbar erscheinen dürfte, dennoch nicht in Zweifel gezogen werden kann. Wie ehemals die heidnischen Orakel die Ankunft des Erlösers, welcher die Herrschaft des höllischen Feindes zum Sturze bringen sollte, vorhersagten, so scheint auch Gott die Ankunft unserer Missionäre jenen armen Heiden Australiens zum Voraus verkündigt zu haben. P. Laval, welcher uns dieses Faktum mittheilt, hat sich erst nach sechs Jahren seines Aufenthaltes auf jenen Inseln, nachdem er, der Landessprache völlig mächtig, die genauesten Untersuchungen hatte anstellen können, zur Veröffentlichung desselben entschlossen. Lassen wir ihm selbst das Wort:

„Ich habe Ihnen," schreibt er am 31. März 1840, „über eine auf unsern Inseln berühmte Persönlichkeit einige Mittheilungen zu machen, deren Leben die sonderbarsten Umstände darbietet. Ich meine die Seherin Toapere. Nicht etwa bloß eine einzelne Person, sondern die ganze Bevölkerung der vier Inseln kann das Ereigniß bestätigen. Bei einer großen Zahl Eingeborenen habe ich nähere Erkundigungen eingezogen, die verschiedenen Aussagen mit einander verglichen und sie immer übereinstimmend gefunden. Ein besonderes Gewicht legte ich hierbei auf das Zeugniß eines Häuptlings der Insel Akamaru, der, weil er Taura (Götzenpriester) und naher Verwandter von Toapere war, die Seherin besser denn jeder Andere kennen mußte. Ich glaube mithin in Anbetracht der Zahl und der Glaubwürdigkeit der Augen- und Ohrenzeugen, und mit Rücksicht auf die große Sorgfalt, mit welcher ich mich gegen Täuschung zu sichern suchte, die sichersten Aufschlüsse geben zu können.

Toapere war aus der Volksklasse und hatte bis zu ihrem vierzigsten Jahre ruhig im Kreise ihrer Familie gelebt. Da aber trat sie unter der Regierung Mapurure's, des Großvaters unseres jetzigen Königs, als eine von den Göttern erleuchtete Seherin auf. Eine Zeit lang unterschied sich Toapere nicht von den andern Priesterinnen, die das Volk vor dessen Bekehrung auf mancherlei Art betrogen.

Bald aber ging eine merkliche Veränderung in ihr vor. Sie fing mit Bestimmtheit zu prophezeien an, und ihre ersten Worte versetzten die Eingeborenen über die Maßen in Erstaunen. Ich übersetze die Ausdrücke genau so, wie ich sie gehört habe.

‚Unsere Götter sind besiegt,' sprach sie. ‚Sehet da den fremden Gott, dessen Macht dieses Land sich unterwerfen wird. Noch eine kleine Weile, und gute Menschen werden hier landen. Ich habe ihn gesehen, jenen Gott; o, wie ist er groß! er erfüllt die Finsternisse und das Licht. Ich habe ihn gesehen; seine Stirne berührt den Himmel, und seine Fußsohle die Tiefen der Abgründe. Unsere Götter sind nichts im Vergleiche zu diesem großen Gotte.' Sie fügte hinzu, daß, bevor das von ihr verkündete Ereigniß eintrete, große Schiffe, bisher für die Insulaner unbekannte Dinge, an den Gambier-Inseln landen würden. Die Ankömmlinge auf diesen Schiffen, sagte Toapere weiter, seien jedoch nicht alle gut; einige würden vielmehr sogar Zank und Streit unter den Einwohnern stiften. Nach ihnen aber werde ein anderes Schiff aus dem Lande der Gegenfüßler ankommen und gute Menschen mitbringen; diese würden eine neue Lehre verkündigen, die Lehre, welche man unten auf der Erde glaubt. Das Volk würde sie anhören und sich dem erhabenen Gotte der Fremden unterwerfen; vorher aber müsse eine große Sterblichkeit kommen, und nur die Starken würden die guten Menschen sehen.

Toapere bezeichnete genau den Ort, an welchem die Glaubensboten landen würden. — ‚Sie werden hier, wo ich stehe, an's Land steigen. Zuerst werden sie nach Aakamaru, später aber auch auf die große Insel kommen und ihren Gott verkündigen.' — Auch verkündete sie die künftige Herrschaft Machuteo's, welcher, da König Mapurure's ältester Sohn noch lebte, keine Aussicht auf die Thronfolge hatte. Ebenso sagte sie ihren eigenen Tod vorher und oft hörte man sie sprechen: ‚Wie glücklich werdet ihr mit unsern Kindern sein! denn ihr seid noch jung und werdet alles dieß erleben; ich aber muß vorher sterben, sowie König Mapurure. Und dieß soll euch zum Beweise der Wahrheit meiner Worte dienen: Nach meinem Tode werden die Fremden ankommen und sich Wohnungen bei euch einrichten. Sie werden Pflanzen mitbringen, die euch zur Nahrung dienen, und unbekannte Thiere, welche die trockenen Blätter und den Staub aufwühlen.' — Die Seherin wollte von den Hühnern und Schweinen sprechen, die unser Schiff mit uns an's Land setzte. — Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen ist Alles von Toapere bis in die einzelnen Umstände prophezeit worden, bevor es natürlicher Weise vorhergesehen werden konnte, und noch jetzt macht es den Eingeborenen große Freude, mir mitzutheilen, wie die Worte der Toapere sich buchstäblich bewahrheitet haben. Zur Zeit, als unsere Sibylle ihre Orakelsprüche that, hatte in der That noch kein Schiff im Gambier-Archipel gelandet; seitdem aber kamen mehrere, deren Mannschaft die Wilden oft mißhandelte, oder von den Kanaken mißhandelt wurde. Sobald die Eingeborenen dieser Schiffe ansichtig wurden, liefen sie zu Toapere mit der Frage, ob die guten Menschen, deren Ankunft sie prophezeit, auf diesen Fahrzeugen seien. ‚Wie?' hatte sie stets geantwortet, ‚diese Menschen da? Keineswegs! Lasset euch ja nicht mit ihnen ein, denn es sind boshafte Menschen.' ‚Und dann,' fügte sie hinzu, ‚bin ich denn schon gestorben, so daß die guten Menschen ankommen könnten?' Einmal lief sie wie von Sinnen durch die Straßen und rief begeistert aus: ‚Schlaget auf die Toga, lasset erklingen die Rereki (kanakische Musikinstrumente), leget an eure Schmucksachen. Sehet da, das Schiff; es kommt heran, es landet! Sehet da, die guten Menschen, die euch das neue Wort lehren und euch die himmlischen Güter bringen werden!' Man faßte diese Worte buchstäblich auf und bereitete sich wie auf ein großes Fest vor. Alsdann fragte man die Seherin, wo denn das von ihr bezeichnete Schiff sich befände. Sie erwiederte: ‚Wartet noch ein wenig, es ist auf dem Punkte zu kommen. Ich sehe es, wie es in raschem Laufe die Wellen durchschneidet, und wie alle Hindernisse vor ihm fliehen.'

Endlich kam die von Toapere verkündigte Sterblichkeit. Sie selbst starb im Alter von 65 Jahren, sowie der alte König Mapurure. Teikatoare, sein Sohn, ward von einem Haifische verschlungen, und somit wurde Maputeo, sein Enkel, wie die Sibylle prophezeit, König des Archipels. Allein, ungeachtet seiner rechtmäßigen Ansprüche auf den Thron, ward ihm die Herrschaft streitig gemacht. Denn der so-

wohl durch die Priesterwürde als auch durch seine reichen Besitzungen einflußreiche Matua, dem die Regierung während der Minderjährigkeit des jungen Königs übertragen worden war, wußte zum Nachtheile des Thronerben die Herrschaft geschickt zu behaupten. Der junge Maputeo würde unfehlbar unterlegen sein, wenn das Schiff ‚Peruviana‘ nicht in die Bucht Aakamaru's eingelaufen wäre. Unsere Ankunft that den raubsüchtigen Plänen Matua's Einhalt und ließ ihn nach seiner Bekehrung gänzlich auf den Thron verzichten.

Das ist das Ereigniß in seiner ganzen Einfachheit. Müssen wir daraus schließen, daß Gott, um jenes Volk zur Annahme des Christenthums vorzubereiten, die Priesterin wirklich erleuchtet hatte? Wir wagen es nicht, diese Behauptung aufzustellen. Aber es bleibt immerhin Thatsache, daß die Bekehrung jener Eilande in ihrem ganzen Zusammenhange und selbst in den einzelnen Umständen auf das Genaueste mit den Worten der Seherin übereinstimmt.“

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur eigentlichen Geschichte der Mission zurück. Da ihr die nöthige Unterstützung fehlte, und die Neophyten nicht einmal die nöthigsten Kleidungsstücke besaßen, beschloß P. Caret, nach Europa zurückzukehren, um das Interesse seiner Brüder jenseits des Meeres für die neue Christengemeinde zu wecken. Die mit Noth der allgemeinen Zerstörung entgangenen Götzen nahm der Missionär theils für das Museum des Mutterhauses der Congregation der hh. Herzen, theils für den heiligen Vater mit sich.

Der Erfolg P. Caret's in Frankreich überstieg seine kühnsten Erwartungen. Der damalige französische König Ludwig Philipp und seine fromme Gemahlin Amalia gaben ihm eine Menge Handwerkzeug und Ackergeräthschaften aller Art. Zu Paris, Lyon und Rennes arbeiteten die Zöglinge mehrerer Pensionate eine Zeit lang nur für die armen Gambier-Insulaner, so daß in Kurzem vollständige Anzüge für die Neubekehrten bereit lagen.

Auch in Rom weckte P. Caret das Interesse für seine Kanaken. In einer Audienz, die er beim heiligen Vater Gregor XVI. hatte, erzählte er die Einzelheiten der Bekehrung, und überreichte zugleich die für Se. Heiligkeit bestimmten Götzenbilder. Der Papst nahm die häßlichen Figuren der australischen Götter als neue Trophäen der siegreichen Kirche an und ließ sie in's vaticanische Museum bringen. Dem Missionär aber schenkte er eine sehr schöne Statue der allerseligsten Jungfrau für die erste Kirche Mangareva's; dazu fügte er noch herrliche Geschenke für den König, die Königin und den ehemaligen Obergötzenpriester Matua.

So bereichert trat P. Caret mit mehreren jungen Missionären, die er von seinem Generalobern für die neue Mission erbeten hatte, die Rückreise an. Auch schifften sich zwölf Schwestern aus der Congregation der hh. Herzen mit ihm ein, die sich zuerst in Valparaiso niederließen, in der Hoffnung, daß günstige Umstände ihnen dereinst eine Niederlassung in Polynesien ermöglichen würden.

Inzwischen vermißten die Bewohner Gambiens ihren ersten Missionär gar sehr. So oft ein Schiff sich sehen ließ, eilten sie an's Ufer, in der Hoffnung, „Careta“ möchte sich darauf befinden. Wie groß war daher ihre Freude, als das ersehnte Fahrzeug endlich vor Anker lag! Fast alle Familienväter waren am Ufer versammelt, „Careta“ zu begrüßen. Bei dieser Gelegenheit mußte es sich dieser denn auch gefallen lassen, daß ihn die Insulaner der Landessitte gemäß bewillkommten, d. h. daß jeder seine Nasenspitze mit der des Missionärs berührte. Zwei Tage später stattete P. Caret seinen Besuch auf der großen Insel ab. Auch hier ward er mit Begeisterung empfangen. Der König, in Begleitung der Angesehensten des ganzen Archipels, begrüßte ihn zuerst. Dem Jauchzen des Volkes konnte gar nicht Einhalt gethan werden. Trotz alles Sträubens mußte der Missionär doch zugeben, daß ihn die Insulaner auf ihren Schultern bis zur Wohnung des Königs trugen. Hier stieg er auf einen Stein und hielt eine Ansprache an das vereinte Volk, in welcher er besonders zur Dankbarkeit gegen die Wohlthäter aufforderte. Die Kanaken versprachen mit Thränen in den Augen, ihrer Wohlthäter Europa's nie im Gebete zu vergessen, vor Allem aber für Keregorio und Erni Peripo (so sprechen sie die Namen des Papstes Gregor und des Königs Ludwig Philipp aus) zu beten.

Die Vertheilung der Kleider und der übrigen von Rom und aus Frankreich mitgebrachten Geschenke ward mit großer Feierlichkeit vollzogen. Der König, die Königin und Matua empfingen zuerst ihre Geschenke; nach ihnen kam das Volk an die Reihe; nicht ein einziger ward vergessen. Ein Insulaner hatte mehr erhalten, als für ihn bestimmt war; aus Furcht, ein Anderer würde vielleicht deßhalb seiner Gabe beraubt werden, brachte er sofort zurück, was er zu viel empfangen.

Als sich die Kanaken so gut gekleidet sahen, waren sie außer sich vor Freude. Während die Kinder munter herumliefen, konnten die Greise ihre Thränen nicht zurückhalten. „Toapere hat doch wahr geredet,“ meinten sie, „als sie unser dereinstiges Glück vorhersagte.“ Matua, der Götzenpriester, rief mit Verwunderung aus: „Was waren wir vordem!“

Am selben Tage ward die vom Papste geschenkte Statue der allerseligsten Jungfrau in feierlicher Prozession nach dem für sie errichteten Altare überbracht, wo der Bischof für die Wohlthäter dieses armen Volkes das heilige Meßopfer darbrachte. Nie hatte ein solcher Jubel auf Mangareva geherrscht, als an jenem Tage. Noch jetzt lebt das Andenken an denselben unter dem Volke in Sagen und Liedern fort.

Am 17. Januar 1839 legte der apostolische Vikar den Grundstein zur ersten Steinkirche auf den Inseln; bisher war der Gottesdienst in Schilfhütten abgehalten worden.

Der erste Grund zur Bildung eines einheimischen Clerus ward im Jahre 1864 durch die Errichtung einer höheren Schule gelegt, in welcher die Zöglinge 6—10 Jahre zubringen, um dann im Seminar von Papeete (Gesellschafts-Inseln) die nähere Ausbildung zu empfangen. Dieses Seminar zählte im Jahre 1873 13 Zöglinge. Die meisten von ihnen bringen es zwar nicht so weit, daß sie Priester werden könnten, geben jedoch immerhin für die Gambier-, Gesellschafts- und Tuamotu-(Paumotu-) Inseln gute Lehrer und Katechisten ab.

Die einheimischen Schwestern der hh. Herzen leiten auf Mangareva eine Töchterschule und halten die ewige Anbetung vor dem heiligsten Altarssacramente.

Heute gehören die Gambier-Inseln zu dem apostolischen Vikariate Tahiti. Apostolischer Vikar ist Msgr. Jaussen, Bischof von Axieri i. p. i. Die Insel Mangareva besitzt vier Kirchen, Aakamaru, Aakena und Taravai je eine und ein Missionshaus aus Stein. Drei Priester, von denen der eine Provikar, sind daselbst thätig.

Eine große Gefahr bedroht jedoch diese blühende Mission. Der freien Entwickelung des Evangeliums in bekehrten Ländern steht bekanntlich nichts hindernder im Wege als die lasterhafte Aufführung mancher Europäer, nach welchen die Eingeborenen die übrigen Weißen beurtheilen. Nun aber will die französische

Regierung jenem Archipel ihr Protectorat aufzwingen und eine Besatzung auf Mangareva legen; diese Maßregel würde den Verfall der Mission zur nothwendigen Folge haben. Auch tragen die Insulaner nach Nichts weniger Verlangen als nach einer solchen Besatzung. Die deßwegen im Jahre 1871 ausgebrochenen Unruhen vermochte nur das Ansehen des apostolischen Vikars zu dämpfen. In dem durch seine Vermittlung zu Stande gekommenen Vertrage erkennen die Gambier-Insulaner das französische Protectorat zwar an, aber die französische Regierung ihrerseits verpflichtet sich, weder den Archipel zu besetzen, noch Steuern auszuschreiben. Allein die Franzosen wollten sich durchaus zu keinem schriftlichen Versprechen verstehen. Daß sie auch noch die Cultusfreiheit als Bedingung forderten, da es sich um eine rein katholische Bevölkerung handelt, die von einem andern Cultus absolut nichts wissen will, muß nicht bloß ungereimt und lächerlich, sondern auch gehässig erscheinen.

Den letzten Nachrichten zufolge hat im Jahre 1874 eine große Sterblichkeit auf den Gambier-Eilanden geherrscht, die mehr als ein Drittel der Einwohner hinwegraffte, so daß die Bevölkerung auf etwa 1200 Seelen zusammengeschrumpft ist.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Hunan. Im Consistorium vom 28. Januar d. J. hat der hl. Vater drei Mitglieder des Franziskanerordens zu apostolischen Vikaren in China ernannt; den hochw. P. Gregorius Grassy, Bischof von Ortosia i. p. i. für Schansi, den hochw. P. Alexis Maria Filippi, Bischof von Paneas i. p. i. für Süd-Hupe und den hochw. P. Eusebius Semprini für Hunan.

Hunan (d. h. südlich vom See, nämlich vom See Tongting) ist eine der mittleren Provinzen des chinesischen Reiches, zwischen Hupe im N., Kiangsi im O., Kuangton im S.-O., Kuangsi im S.-W., Kunitscheu und Sutschuen im W.; bei einer Oberfläche von beinahe 4000 Quadratmeilen zählt es 20 Millionen Einwohner. Das apostolische Vikariat Hunan wurde im Jahre 1856 gegründet und dem Franziskanerorden anvertraut; wegen des großen Mangels an Missionären jedoch hat das Christenthum bisher noch keine großen Fortschritte gemacht; die Gesammtzahl der Christen betrug im Jahre 1869 erst 2684 und dürfte augenblicklich 5000 nicht übersteigen. Msgr. Semprini ist seit der Gründung des Vikariates hier thätig; seiner unverdrossenen Arbeit verdankt die Gemeinde von Schan-tan ihr Entstehen und ihre Blüthe; als Msgr. Raimondi dieselbe im Jahre 1869 besuchte, zählte sie schon 400 Neophyten und eine ebenso große Anzahl Katechumenen. Hier hat er auch die schöne Kirche erbaut, welche unsere Illustration darstellt; in ihrem Äußern zeigt sie, damit sie nicht zu sehr auffalle, den chinesischen Baustil, während sie im Innern romanisch ist. P. Semprini hat nicht nur den Plan entworfen, sondern auch selbst beim Baue Hand an's Werk legen müssen, um die chinesischen Arbeiter die nöthigen Handgriffe zu lehren; und nachdem der Bau vollendet war, mußte er zum Pinsel greifen, um das Innere auszumalen. Trotzdem er so die Hauptarbeit übernahm, stellten sich die Kosten der jetzt wirklich hübschen Kirche auf ungefähr 30,000 M., welche hauptsächlich durch fromme Gaben von den Philippinen gedeckt wurden.

P. Alexis Filippi wurde mit der Leitung des neugegründeten Vikariates von Süd-Hupe betraut. Wie wir nämlich früher (1873, S. 62) mittheilten, hatte die Propaganda auf Betreiben des Msgr. Zanoli im Jahre 1870 die sehr ausgedehnte Provinz Hupe in drei Vikariate getheilt; bis jetzt aber hatten Südwest-Hupe und Süd-Hupe noch keine eigenen Hirten. Seitdem aber machte die Mission immer größere Fortschritte und somit hielt die Propaganda den Zeitpunkt für gekommen, die Theilung vollständig durchzuführen, indem zunächst für Süd-Hupe ein Titular ernannt wurde. Hatte schon die halbe Selbständigkeit, welche dieser Theil der Mission bisher besaß, einen glücklichen Einfluß ausgeübt, wie Msgr. Zanoli bereits im Jahre 1873 berichten konnte, so wird die jetzt vollständige Selbständigkeit jedenfalls der Mission einen neuen Aufschwung geben.

Annam.

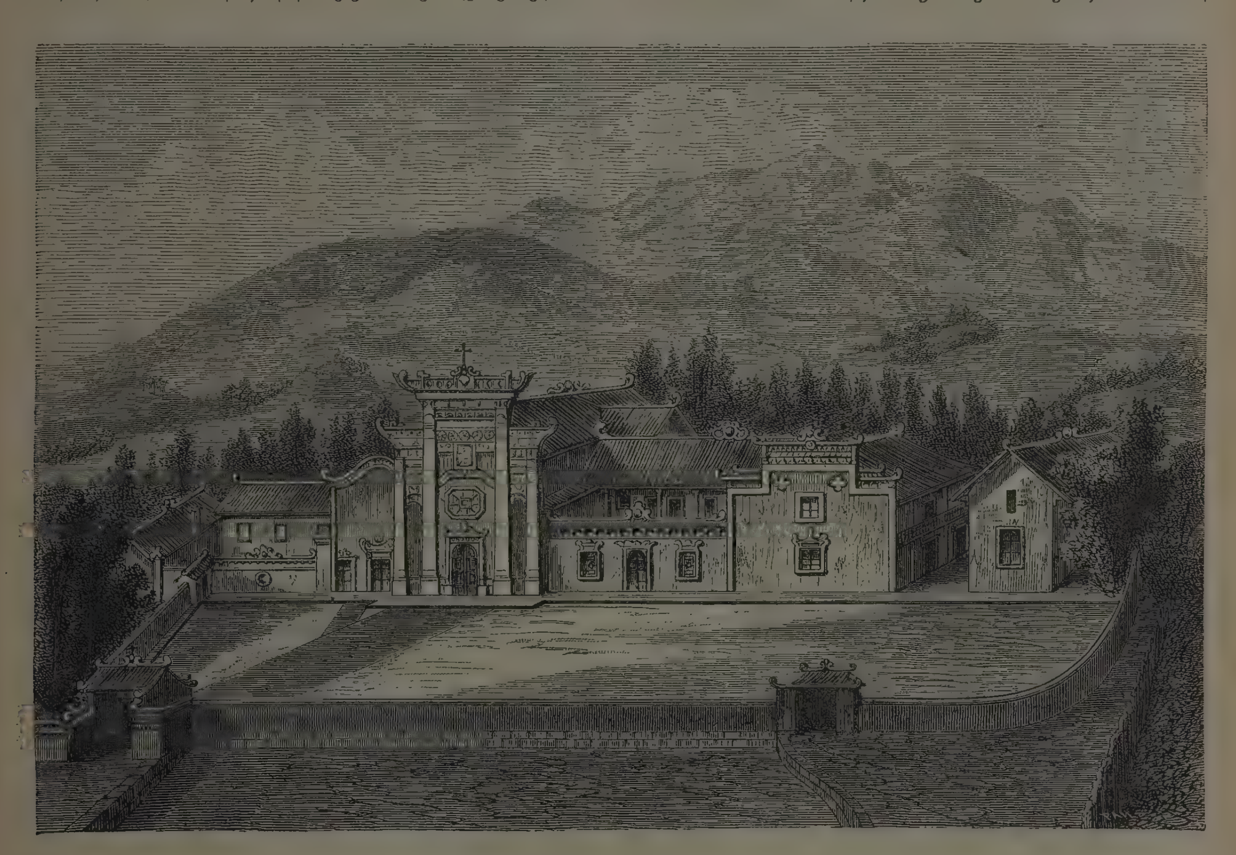
Apostol. Vikariat Nord-Cochinchina. Das annamitische Reich zählt sieben apostolische Vikariate, von denen vier auf den nördlichen Theil des Reiches, auf Tongkin, drei auf den südlichen Theil, auf Cochinchina fallen. Wie Vieles die Vikariate von Tongkin in den letzten Jahren gelitten, haben wir schon zu verschiedenen Malen mitgetheilt; unterdessen aber genossen die drei Vikariate Cochinchina's einer verhältnißmäßig großen Ruhe. Vor allen glücklich in dieser Beziehung war Nord-Cochinchina, in welchem die Haupt- und Residenzstadt des annamitischen Reiches, Hue, gelegen ist. Gegründet im Jahre 1850, blüht diese Mission sichtbar auf und verspricht jetzt, nachdem im Vertrage mit Frankreich den Cochinchinesen volle Gewissensfreiheit zugesichert ist, die schönsten Früchte für die nächste Zukunft. Einem Briefe des hochw. apostol. Vikars, Msgr. Sohier, entnehmen wir folgende Notizen über den Stand der Mission:

„Mein Vikariat umfaßt beinahe drei ganze Provinzen des Reiches, nämlich Thua-thien (königliche Provinz), in welcher die Hauptstadt liegt, dann nördlich davon Quang-tri und endlich zwei Drittel der noch nördlicher gelegenen und an Tongkin grenzenden Provinz Quang-binh. Die Verwaltung findet in der Weise statt, daß an der Spitze einer Provinz oder eines größern Theiles der Provinz ein europäischer Missionär gleichsam als Dechant steht und unter seiner Leitung einheimische Priester die Pfarreien versehen. So haben wir vier große Dekanate.

Das nördlichste, welches den zum Vikariat gehörigen Theil der Provinz Quang-binh umfaßt, steht unter dem hochw. Herrn Pontvianne. Die ihm anvertraute Christenzahl beträgt 4845, für welche sechs einheimische Priester neben ihm thätig sind. Außerdem befinden sich in seinem Dekanate zwei Nonnenklöster. Quang-tri hat zwei Dekanate, von denen jedes sich über zwei Distrikte der Provinz erstreckt. Das nördlichere davon ist Herrn Pineau anvertraut; er hat acht einheimische Priester als Gehilfen, mit denen er die Seelsorge von 7255 Christen theilt; auch ein Nonnenkloster ist hier gegründet. Das südlichere steht unter der Leitung des Herrn Bonin, welcher ebenfalls acht einheimische Priester als Gehilfen hat. Die Zahl der Christen beträgt 7424, und hier ebenfalls sind zwei Nonnenklöster. Das vierte Dekanat endlich in der königlichen Provinz zählt 6041 Christen, welche von 14 einheimischen Priestern pastorirt werden. An ihrer Spitze steht

mein Provikar, Herr Dangelzer, welcher aber zugleich noch im Seminar Theologie lehrt und die Ordensfrauen von zwei Klöstern und dem Waisenhause von Kün-Long leitet. Somit also zählt unser Vikariat 25,565 Christen unter 36 eingeborenen Priestern; in diesem Jahre (1875) haben wir ihrer drei durch den Tod verloren, in nächster Zeit aber werde ich sieben neue weihen, so daß ich auch einige Gemeinden, die bisher noch keinen ständigen Seelsorger hatten, damit versehen kann und künftighin alle Christen ohne Ausnahme am Sonntag der heiligen Messe beiwohnen und die heiligen Sacramente empfangen können, so oft sie wollen. Mit Ausnahme einiger ganz kleiner Stationen hat jede Gemeinde eine mehr oder weniger anständige, aber im Ganzen sehr arme Kapelle. Katechisten hatten wir bisher nur zwei, so daß unsere Kleriker an deren Stelle eintreten mußten; allein im Waisenhause sind gegenwärtig 15 Jünglinge, denen wir in nächster Zeit das Zeugniß als geprüfte Katechisten ausstellen dürfen und die unsern eingeborenen Priestern große Hilfe werden leisten können. Im verflossenen Jahre war die Zahl der getauften Erwachsenen nicht sehr bedeutend, weil es uns an Arbeitern für den Unterricht der Heiden fehlte."

Eine der segensreichsten Einrichtungen in dieser Mission sind die von Msgr. Sohier gegründeten Ökonomien, welche den dreifachen Zweck haben, für die Waisenhäuser der Mission den nöthigen Unterhalt zu liefern, den heranwachsenden Kindern der Waisenhäuser eine nützliche Beschäftigung zu bieten und endlich für die Ansiedlung der aus den Waisenhäusern hervorgehenden jungen Haushaltungen zu dienen. Zu diesem Zwecke hat der apostolische Vikar von der annamitischen Regierung ein ausgedehntes Terrain,



St. Michaels-Kirche in Hunan (China).

das ganz uncultivirt dalag, gegen eine unbedeutende Entschädigung übernommen, und nachdem ein im Jahre 1868 unternommener Versuch die Ausführbarkeit des Planes bewiesen hat, wurde im vorigen Jahre eine zweite größere Colonie gegründet.

„Sobald ich meine Visitationsreise beendet hatte," schrieb Msgr. Sohier am 3. Januar 1872, „begab ich mich zu unserer Ökonomie St. Joseph im Gebirge, welche mir sehr am Herzen liegt. Es ist nicht sowohl eine Ökonomie, als eine Ackerbaucolonie, welche von der Regierung als Gemeinde anerkannt ist und als solche ihre Vorsteher hat und einer vollständigen Selbständigkeit sich erfreut. Sie ist jetzt schon eine große Hilfsquelle für unsere Waisenhäuser; können wir ihr aber erst die gehörige Ausdehnung und Entwicklung geben, wird sie in einigen Jahren den nöthigen Unterhalt für alle unsere Waisen zu liefern im Stande sein. Wir ziehen schon Reis, Mais, Thee, Zuckerrohr, Baumwolle und Maulbeerbäume; ohne große Kosten können wir auch große Heerden halten, die auf den grasreichen Höhen des Gebirges hinlängliche Nahrung finden. Indessen ist dieses nicht der einzige Vortheil dieses Unternehmens. Früher hegte ich stets große Besorgniß um unsere heranwachsenden Waisen; die Ackerbaukolonie kann jetzt alle aufnehmen. Sobald die Knaben heranwachsen, schicken wir sie hierhin, wo sie sich von Jugend an in den ländlichen Arbeiten üben. Gegenwärtig haben wir schon 110 Kinder hier. Da dieselben aber noch zu jung sind, um die schwereren Arbeiten zu verrichten, hat die Vorsehung uns auch stärkere Kolonisten geschickt, nämlich Katechumenen aus heidnischen Dörfern, die sich unter den Christen

niederlassen wollen; augenblicklich sind ihrer 50 hier, so daß die Bevölkerung der Gemeinde ‚St. Joseph im Gebirge‘ bereits 160 Seelen beträgt. An der Spitze des Unternehmens steht ein sehr tüchtiger einheimischer Priester, der unter seinen Landsleuten großes Ansehen genießt; es ist der Sohn des in der letzten Verfolgung für den Glauben gestorbenen Großmandarinen Michael Hodiuh-hy; zur Unterstützung hat er sechs Kleriker, welche speciell mit der Überwachung der Kinder und mit der Leitung der Arbeiten betraut sind.“

Der gute Anfang wurde mit einem vollständigen Erfolge gekrönt; am 1. Juni 1875 konnte Msgr. Sohier schreiben:

„Die Kolonie ‚St. Joseph im Gebirge‘ gedeiht immer besser; große Gärten sind mit Arekanüssen, Brodbäumen, Orangen, Pomeranzen, Ananas u. s. w. angepflanzt. Die Hügel, welche früher nur wildes Gestrüpp trugen, sind jetzt mit Theepflanzungen bedeckt, welche die Bewunderung der Besucher erregen; 12,000 Pflanzen sind schon gesetzt, die in den nächsten Jahren jährlich 4—5000 Franken eintragen werden. Jedes Jahr setzen wir noch 3—4000 neue Pflanzen. In diesem Herbst werden wir auch mit dem Anpflanzen von Kaffeebäumen beginnen, die hier gut gedeihen. In der Ebene haben wir Reisfelder angelegt, die durch zahlreiche Kanäle aus dem Flusse das ihnen in so großer Menge nöthige Wasser beziehen. Obgleich die Ernte in diesem Jahre nicht sehr günstig ausgefallen ist, hat die Kolonie ‚St. Joseph im Gebirge‘ doch einen Reinertrag von 11,932 Franken ergeben.

Außer den 143 Waisenkindern wohnen daselbst jetzt 249 Personen, meistens aus den Waisenhäusern hervorgegangene junge Ehepaare, so daß die Gesammtbevölkerung jetzt sich auf 392 Seelen beläuft.

Der Direktor der Kolonie hat in diesem Jahre eine Kapelle gebaut, welche zwar noch sehr ärmlich, aber doch so anständig ist, daß ich kein Bedenken trug, ihm darin die Aufbewahrung des allerheiligsten Sacramentes zu gestatten. So wohnt denn jetzt der liebe Heiland schon unter unsern theuern Kindern und wird sie vom Tabernakel aus mit seinen reichsten Gnaden erfüllen.

Wir haben die Gründung einer zweiten Kolonie begonnen, welche nach dem ‚Kindlein Jesus‘ benannt wird. Das dazu gehörige Terrain ist dreimal so groß, wie das von ‚St. Joseph im Gebirge‘, liegt westlich von dieser Gemeinde in einer Entfernung von einer halben Stunde und ist mit ihr durch eine schöne Straße verbunden. Die Regierung hat uns das Grundstück abgelassen gegen eine sehr billige Grundrente; außerdem hat sie auch gestattet, daß die neue Kolonie mit St. Joseph nur eine Gemeinde bilden solle, so daß wir nicht mehr Frohndienste zu leisten und Soldaten zu unterhalten haben, als früher.

An der Spitze der Kolonie steht ein einheimischer Diakon mit drei Klerikern; die Oberleitung aber liegt in der Hand des Directors von ‚St. Joseph im Gebirge‘, der durch seine große Erfahrung dem neuen Unternehmen sehr nützlich sein wird.“

Einem Briefe des hochw. apost. Vikars vom 14. Januar 1876 entnehmen wir endlich noch, daß die Kolonie von St. Joseph einen Theil ihrer zweiten Ernte in Folge des ungünstigen Wetters verloren, dennoch aber bloß an Reis einen Reinertrag von 4200 Franken erzielt hat. Die Reisfelder der neuen Kolonie vom Kindlein Jesus bedecken schon 30 Hektaren (120 Morgen), doch ist dieß nur ein kleiner Theil des ungeheuern Terrains, das zur Reiscultur geeignet ist. Durch diese Unternehmen hofft Msgr. Sohier seiner Mission ein sicheres und genügendes Einkommen zu verschaffen, was um so nöthiger ist, als die Anstalten stets zunehmen und größere Summen verlangen. Im Jahre 1875 hat der apostolische Vikar vier neue Waisenhäuser gründen müssen, weil die herrschende Theuerung viele heidnische Eltern veranlaßte, ihre Kinder auszusetzen.

Afrika.

Algier. Als wir unsere Leser mit den von Msgr. Lavigerie, Erzbischof von Algier, gegründeten Christendörfern bekannt machten, gaben wir ihnen zugleich eine Übersicht über die andern Unternehmen, durch welche dieser seeleneifrige Prälat die Bekehrung der Araber und Kabylen Nordafrika's anstrebt (1874, S. 122). „Zur Krönung dieser ganzen Reihe von Werken endlich,“ sagten wir damals, „hat Msgr. Lavigerie eine Gesellschaft von Missionären gegründet; im Beginn des vorigen Jahres (1873) zählte diese 41 Priester aus verschiedenen Diözesen und 12 Katechisten und Lehrer. Ohne Zweifel werden sich auch mit der Zeit manche der im arabischen Seminar ausgebildeten Priester anschließen, und so wird denn auch direkt auf die nicht christliche Bevölkerung durch Predigt und Lehre gewirkt werden können.“ Am Schlusse des vorigen Jahres glaubte der Erzbischof die Zeit gekommen, den erstrebten Plan vollständig auszuführen, und er gab drei Priestern der von ihm gegründeten Congregation die Erlaubniß, nach Timbuktu abzureisen, um dort eine Mission zu eröffnen.

Timbuktu, die „Königin der Wüste“, liegt am Niger (Dschialiba), dort wo derselbe sich am meisten den Culturländern Nord-Afrika's nähert, und hat als Mittelpunkt von fünf Handelsstraßen Inner-Afrika's eine hervorragende Bedeutung. Im Jahre 1215 von einem Mandingofürsten gegründet, steht es jetzt unter der Herrschaft eines arabischen Scheikh und bildet den Hauptsitz des Muhammedanismus im Nordwesten Afrika's. Viele Europäer hatten sich die Lebensaufgabe gestellt, diese bevölkertste Stadt Inner-Afrika's zu erforschen; einige wenige hatten sie erreicht, aber bis auf den Deutschen Barth, der den Winter 1853—54 in ihr zubringen konnte, war keiner von ihnen zurückgekehrt. Nach Barth ist es noch einem französischen aber muhammedanischen Offizier gelungen, nach Timbuktu vorzudringen.

Trotzdem somit die Gefahr für die Missionäre groß war, und um so größer, als sie sich vorsetzten, den afrikanischen Muhammedanismus gleichsam in seiner festesten Burg anzugreifen, trugen doch die drei jungen Priester kein Bedenken, den Weisungen ihres Bischofes zu gehorchen. Am 1. December 1875 reisten somit die Herren Peter Bouchand aus der Diözese Lyon, Maria Alfred Paumier aus der Diözese Paris, und Philipp Menoret aus der Diözese Nantes von Algier ab. Im Monat Januar zeigte Msgr. Lavigerie in einem Hirtenbrief über die algierische Mission diese Abreise an mit den Worten: „Drei unserer Missionäre sind in diesem Augenblicke im Gebiete der Tuaregs, auf der Reise nach Timbuktu, mit dem Auftrag und mit dem festen Vorsatz, entweder sich in der Hauptstadt des Suvans festzusetzen, oder daselbst für die Wahrheit ihr Leben zu lassen.“ Diesen Auftrag haben sie erfüllt, sie haben ihr Leben gelassen für die Wahrheit. Nachdem sie die Mission, in welcher sie bisher gewirkt, unter den Chambas in der Nord-Sahara verlassen und in Gegenwart des Obern der Congregation, des hochw. Herrn Deguerry, unter dem Gesange des Te Deum ihre Reise angetreten hatten, war keine Kunde von ihnen mehr gekommen. Man beunruhigte sich über dieses Stillschweigen nicht, weil man wußte, daß sie auf ihrer Wüstenreise wohl kaum Gelegenheit finden würden, Briefe in die Heimath zu senden. Da begann um die Mitte April unter den Nomadenstämmen im Norden der Sahara sich das Gerücht zu verbreiten, die drei Missionäre seien ermordet worden; diesem Gerücht legte man kein Gewicht bei, bis eine Depesche aus Laghouat (El

Arhuât) an den Generalgouverneur keinen Zweifel mehr gestattete. Straußenjäger hatten ihre Leichen an der Südgrenze der Sahara, aber entfernt von der gewöhnlichen Karawanenstraße, gefunden. Obgleich nähere Nachrichten über ihren Tod noch fehlen, so ist doch wohl sicher, daß sie von den sogen. schwarzen Tuareghs oder Isghers ermordet wurden. Die Missionäre waren enthauptet worden, während ihr Führer, ein muhammedanischer Araber aus der Sahara, wie es schien, im Kampfe mit Wunden bedeckt gefallen war. Diese verschiedene Todesart scheint anzudeuten, daß die drei Priester für den Glauben den Tod erlitten. Die Araber pflegen nie einen Muhammedaner zu enthaupten, während sie diese Todesart für die Christen gewöhnlich anwenden. Der hochw. Herr Deguerry ist abgereist, um die Leichen der Ermordeten abzuholen und nähere Erkundigungen über ihren Tod einzuziehen; vor seiner Rückkehr, die erst nach 1—2 Monaten erfolgen wird, werden wir wohl keine sichere Kunde erhalten. Unterdessen aber ist uns wohl erlaubt, anzunehmen, daß wir die Ermordeten als Martyrer verehren dürfen, wenn wir auf die Gesinnung blicken, in der sie ihre gefährliche Reise antraten.

„In der Ungewißheit," — so schrieb z. B. P. Menoret in seinem unmittelbar vor der Reise abgefaßten Testament — „welches Ende diese Reise nehmen und ob sie nicht der letzte Act meines Lebens sein wird, erkläre und schwöre ich vor Gott, die Hand auf den heiligen Evangelien: 1. daß ich diese Reise nur unternehme zur größeren Ehre Gottes, um zu versuchen, die noch in der Finsterniß des Todes lebenden Völker des Sudan zu Jesus Christus zu führen; 2. daß ich lebe und sterbe als demüthiger und gehorsamer Sohn der heiligen katholischen und apostolischen römischen Kirche, in der kindlichsten Anhänglichkeit an den Stellvertreter Christi, Papst Pius IX."

Die Nachricht von der Ermordung der drei Missionäre wurde daher auch von ihren Mitbrüdern vielmehr als Freudendenn als Trauerbotschaft aufgenommen, und in den Kirchen sang man statt eines Traueramtes ein Te Deum.

„Die Kirche," — so schrieb Msgr. Lavigerie an die Eltern der Ermordeten in einem herrlichen Briefe, den wir bedauern nicht ganz aufnehmen zu können — „die Kirche triumphirt nicht wie die irdischen Gewalten. Diese können nur tödten, um zum Siege zu gelangen. Die Kirche aber hat ein Geheimniß, das sie über allen Widerstand den Sieg davontragen läßt; dieses Geheimniß besteht darin, daß ihre Kinder zu sterben wissen. Sie hätten es in Bezug auf Ihre Söhne begriffen, wenn Sie, wie ich, den Eindruck gesehen hätten, den die erste Kunde von ihrem seligen Tode auf ihre Mitbrüder ausübte, wenn Sie, wie ich, diese vor Enthusiasmus und lebendigem Glauben zitternden Stimmen gehört hätten, die gemeinschaftlich den ambrosianischen Lobgesang anstimmten, den nämlichen Lobgesang, unter dessen Klängen Ihre Söhne ihre Reise angetreten hatten. Und nach dem Te Deum schworen alle mit lauter Stimme, sich aufzuopfern für das Land, welches das Blut ihrer Mitbrüder getrunken, und alle verlangten, ihnen in den Kampf nachzufolgen. Würde ihnen das Thor an der einen Seite geschlossen, wollten sie an einer andern einzudringen suchen und sich nicht aufhalten lassen, bis sie in die Mitte dieses Reiches des Todes vorgedrungen wären. Das war nicht mehr bloß das Wort des großen Lehrers von Carthago: ‚Das Blut der Martyrer ist der Samen der Christen;' das Blut Ihrer Söhne zeigte sich schon als unerschöpfliche Quelle des Eifers für die afrikanische Glaubenspredigt."

Türkei.

Adrianopel. Über den Stand der Missionsschulen unter den Bulgaren während des Jahres 1875 entnehmen wir einem Briefe des Obern der Augustiner von der Himmelfahrt Mariens, des hochw. P. Galabert, folgende Notizen:

„Zu Philippopel haben wir seit zehn Jahren eine Knabenschule für die unirten Bulgaren; im Winter pflegt dieselbe über 150 Zöglinge zu zählen, aber diese Zahl sinkt im Sommer auf ungefähr 80 herab; denn die Mütter müssen dann auf dem Felde arbeiten und nehmen entweder ihre Kinder mit sich, oder halten die älteren Knaben zur Bewachung der jüngeren Kinder im Hause zurück. Die Knaben erhalten hier den gewöhnlichen Elementarunterricht bis zu ihrem zwölften Jahre, in welchem Alter die meisten die Anstalt verlassen, um entweder ein Handwerk zu erlernen oder beim Ackerbau zu helfen. Doch haben wir regelmäßig 20—30 ältere Kinder aus bessern Familien, die länger bleiben und einen höhern Elementarunterricht empfangen und auch das Französische lernen. Mehrere auf diese Weise ausgebildete Zöglinge nehmen schon jetzt ansehnlichere Stellen ein und einige haben sogar zu unserer großen Freude sich dem geistlichen Stande gewidmet. Einer derselben ist augenblicklich in der Propaganda, drei sind in das Seminar des apostol. Vikariates eingetreten und noch drei andere haben den Ordensstand gewählt und sind Mitglieder unserer Congregation. Der älteste von diesen ist Weihnachten 1874 Priester geworden und jetzt in der Mission unter seinen Landsleuten mit Erfolg thätig; die beiden andern haben ebenfalls bereits die niedern Weihen empfangen und werden bald die Reihen unserer Missionäre verstärken. Wir haben in Philippopel nur zwei Patres und einen Bruder, die im eigentlichen Sinne des Wortes mit Arbeit überladen sind; denn außer der Tagesschule haben sie auch noch eine Abendschule für Erwachsene, und dazu tritt noch die Leitung eines Männervereins, der viele und einflußreiche Mitglieder zählt und ziemlich viele Arbeit verursacht.

Ganz nahe bei Adrianopel liegt das Dorf Caragacht, wo die meisten Katholiken Adrianopels den Sommer zuzubringen pflegen und wo wir deßhalb eine Kirche erbaut haben. Seit zwei Jahren besitzen wir hier ein kleines Pensionat für etwa 20 Knaben, die sich dem Handelsstande widmen und eine höhere Bildungsstufe erreichen wollen; der Unterricht umfaßt daher diejenigen Fächer, welche auf den höheren Bürgerschulen gelehrt zu werden pflegen; zwei Patres und zwei Brüder sind damit beschäftigt. In der Nähe, ebenfalls noch zu Caragacht, haben Ordensfrauen, Oblaten von der Himmelfahrt Mariens, eine Anstalt für junge Mädchen; dieselbe zählt zwar nur 6—7 Pensionärinnen, aber daneben 15—20 kleine Waisen und 25—30 Tagesschülerinnen. Im Winter, wenn die Familien in die Stadt zurückkehren, vermindert sich die letztere Zahl um die Hälfte, aber die Schwestern haben auch dann Arbeit genug, da sie die armen Kranken in ihren Wohnungen aufsuchen und pflegen.

In der Stadt Adrianopel haben die nämlichen Schwestern ein Spital und zwei Schulen. Das Spital liegt in der Vorstadt Kook auf einer Anhöhe, welche die Stadt beherrscht und wegen ihres guten Klima's berühmt ist. Das Haus, das sie zum Spital eingerichtet haben, ist noch nicht bezahlt und sehr klein; die beiden größten Räumlichkeiten sind für die Kranken eingerichtet, die beiden noch übrigen kleinen Zimmerchen dienen den Schwestern als Wohn-, Speise-, Schlaf-, Arbeits- und Sprechzimmer. Der Corridor wird als Kapelle benutzt; an dem einen Ende desselben hat man einen kleinen Raum durch eine spanische Wand abgegrenzt, um darin den Altar zu errichten; dreimal wöchentlich wird hier die heilige Messe gelesen und dann die trennende Wand entfernt, damit die Schwestern vom Gange aus dem h. Opfer beiwohnen können; zu ihrem größten Schmerze aber darf das Sanctissimum hier nicht aufbewahrt werden. Das Spital hat zwölf Betten, die stets besetzt sind; täglich kommen außerdem viele Kranken, sich hier ärztlichen Rath und Arzneien zu erbitten, und andere werden in ihren Häusern von den Schwestern besucht und mit den nöthigen Heilmitteln und Speisen versehen. Das Spital, dem hl. Joseph und dem hl. Ludwig von Frankreich geweiht, wurde am 3. Mai 1872 er-

öffnet; im August 1875 hat der apostolische Delegat, Msgr. Grazielli, den ersten Stein zu einer nothwendigen Erweiterung gelegt; leider dürfte der erste Stein wohl noch lange auf einen folgenden zweiten warten, da die Baugelder fehlen; allein unsere Hoffnung beruht auf dem hl. Joseph und dieser wird uns nicht verlassen.

Etwa 5 Minuten vom Spital entfernt neben der bulgarisch-unirten Kirche des Stadtviertels liegt eine der Schulen der Schwestern; sie wird indessen nur schwach besucht, da die schismatischen Popen die Eltern abhalten, ihre Kinder hinzuschicken; doch zählt sie immerhin 20 Kinder, die regelmäßig kommen. Außer diesen Tagesschülern haben die Schwestern 12 kleine Knaben, die noch nicht zur ersten hl. Communion gingen, zur Erziehung aufgenommen, in der Hoffnung, daß unter ihnen sich einige später dem Priesterstand widmen werden. Der Beruf zum Priesterstand ist hier zu Lande so selten, hauptsächlich weil es an einer solid christlichen Erziehung in den ersten Jugendjahren fehlt; daher ist es von so hoher Wichtigkeit, die Knaben möglichst bald den schädlichen Einflüssen, denen sie in ihren Familien ausgesetzt sind, zu entreißen und sie auf eine wahrhaft christliche Weise zu erziehen. Nur so können wir hoffen, einen einheimischen Klerus zu bilden. Im Jahre 1869, unmittelbar vor seiner Abreise zum Concil, hat Msgr. Raphael Popoff die kleine Anstalt von Kook eröffnet, allein erst im Jahre 1875 ist es mir gelungen, sie fest zu begründen. Augenblicklich zählt sie, wie bemerkt, 12 Zöglinge, von denen 9 dem lateinischen, 3 dem bulgarischen Ritus angehören. Haben dieselben das zwölfte Jahr erreicht, so kommen sie, falls sie Anlagen und Beruf zum geistlichen Stande verrathen, in ein kleines Seminar, während die übrigen in einer Ackerbau- oder Handwerkerschule für ihre künftige Lebensaufgabe ausgebildet werden.

Die zweite Schule der Schwestern, im Centrum der Stadt, ist für die Kinder bestimmt, deren Eltern auch während des Sommers in Adrianopel bleiben. Die Schülerinnen gehören verschiedenen Religionen und Nationalitäten an, aber der Unterricht ist für Alle gleich, auch



Katholische Kirche von Caragacht bei Adrianopel.

in der Religion; es ist sogar keine Seltenheit, eine kleine Jüdin besser ihren christlichen Katechismus hersagen zu hören als manche christliche Kinder. Diese Jüdinnen stammen aus eingewanderten deutschen Judenfamilien, denn die hier ansäßigen Juden sind zu fanatisch gegen das Christenthum gesinnt, als daß sie ihre Kinder in die Schulen der Schwestern sendeten. Auch mit dieser Anstalt ist ein kleines Waisenhaus verbunden, das zwar allerdings augenblicklich nur 7—8 Insassen zählt und aus Mangel an den nöthigen Fonds vorläufig auch nicht mehr aufnehmen kann."

Einem zweiten Brief des hochw. P. Galabert entnehmen wir die traurige Nachricht von dem Tode des katholisch-bulgarischen Bischofs, Msgr. Raphael Popoff:

„Seine bischöfl. Gnaden, Msgr. Raphael Popoff, ist am Montag den 6. März (1876) plötzlich hinweggerafft worden. Er hatte sich gegen Mittag in den Konak (das Amtsgebäude) des türkischen Generalgouverneurs begeben, um mit den großherrlichen Commissären über die Ausführung der neuen Reformen Rücksprache zu nehmen. Als er das Gebäude verließ, fühlte er sich etwas gedrückt, machte aber doch den ziemlich weiten Weg zu Fuß, in Begleitung eines seiner Brüder. Zu Hause angekommen unterhielt er sich mit seinen Brüdern, als er plötzlich zusammensank. Ein Priester, der in der nebenanliegenden Kirche gerade die Vesper betete, war rasch zur Hand, allein es war zu spät; ein bald herbeigeeilter Arzt versuchte vergebens, das Bewußtsein zurückzurufen; der Bischof war schon verschieden.

Msgr. Raphael Popoff wurde im Jahr 1830 in Stretelhia, einem Dorfe etwa 8 Stunden von Philippopel, geboren; sein Vater war Pope. Noch jung trat er als Mönch in das berühmte Kloster von Ryla; nachdem er die Diakonenweihe empfangen, wurde er ver-

schieder n Bischöfen als Sekretär beigegeben. Im Jahre 1860 befand er sich in Constantinopel und wurde hier einer der Hauptbeförderer der Unionsbewegung. Darauf ging er nach Rom mit Msgr. Sokolski, den Papst Pius selbst zum ersten katholisch-bulgarischen Bischof weihen wollte, und der junge Diakon hatte das Glück, dieser Weihe in der sixtinischen Kapelle beizuwohnen. Der Anblick Roms und des päpstlichen Hofes machte auf ihn einen unauslöschlichen und entscheidenden Eindruck; von dieser Zeit an war er mit ganzer Seele dem katholischen Glauben ergeben. ‚Wenn ich Rom nicht gesehen hätte,‘ sagte er manchmal, ‚würde ich es nach dem Verschwinden des Msgr. Sokolski wie die Andern gemacht haben; auch ich hätte die Union verlassen.‘ Er bewahrte für diesen unglücklichen Prälaten, der, wie man weiß, plötzlich verschwand und, wie es scheint, noch immer als Gefangener in einem russischen Kloster zu Kiew zurückgehalten wird, eine zärtliche und innige Liebe, und nie wollte er zugeben, daß derselbe der Union entsagt habe. Als nach dem noch immer unerklärten Verschwinden ihres ersten Bischofes die meisten Bulgaren zum Schisma zurückkehrten, blieb er fast allein zurück. Von dem damaligen apostolischen Delegaten, Msgr. Brunoni, zum Priester geweiht, wurde er nach Adrianopel geschickt, und man darf wohl sagen, daß es ohne seine Dazwischenkunft schon längst keine unirten Bulgaren in Adrianopel und der Umgegend geben würde. Im Jahre 1865 wurde er vom heiligen Stuhle zum apostolischen Administrator der unirten Bulgaren ernannt und am 17. November des nämlichen Jahres zum Bischof geweiht. Als solcher durchwanderte er 1866 Thracien und Macedonien, um seine zerstreute Heerde kennen zu lernen. Beim vatikanischen Concil war er einer der ersten, welche die Petition um die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit unterzeichneten, und alle Versuche, ihn zur Inopportunitätspartei hinüberzuziehen, waren vergeblich. Nach seiner Rückkehr hatte er die Freude, einen bulgarischen Bischof, Msgr. Nilos, in die wahre Kirche aufzunehmen und eine neue Bewegung zur Union entstehen zu sehen [1]. Den vorigen Winter brachte er in Macedonien zu, um die neubekehrten bulgarischen Dörfer zu besuchen [2], und eine seiner letzten Handlungen war die Approbation der Regeln der neuentstandenen unirt-bulgarischen Klöster vom hl. Theodorus Studita, von Suadschak und von Mostratly.



Msgr. Raphael Popoff.

Sein Begräbniß fand am Mittwoch den 8. März statt; eine ungeheure Menschenmenge hatte sich eingefunden, die Consuln von Belgien, Italien, Österreich und Spanien betheiligten sich an der Feier, welche Msgr. Nilos Isworoff abhielt. Seine Leiche wurde beigesetzt vor dem Altare, an welchem er noch am Morgen seines Todestages die heiligen Geheimnisse gefeiert hatte. R. i. p.“

[1] Vgl. diese Monatschrift, 1874, S. 133 ff., 202 ff.

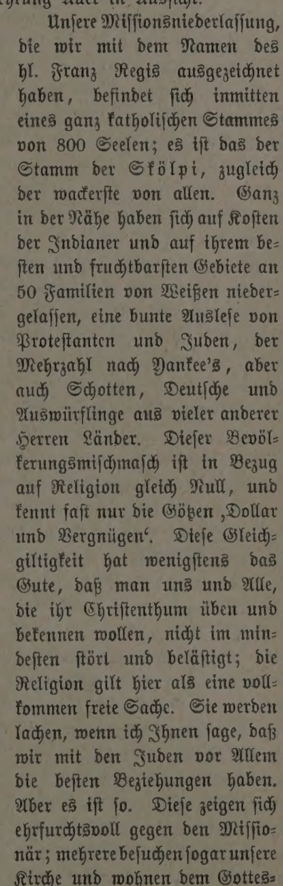
[2] Vgl. den Brief des Msgr. Raphael. 1875, S. 142.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Mission unter den Indianern. (Fortsetzung.)

Einem weitern Briefe des Missionärs P. Joseph Guidi entnehmen wir folgende Mittheilungen über die Missionen und die Indianer der Felsengebirge im Osten von dem eben besprochenen Oregon:

„Unsere Mission begreift sieben Indianerstämme, die da und dort zerstreut leben; sie erstreckt sich etwa 200 engl. Meilen von Osten nach Westen, und mehr als 200 Meilen von Norden nach Süden. Die Zahl unserer Wilden beträgt an 5000, von denen aber erst 3000 bereits katholisch sind. Wären die Missionäre zahlreicher, so daß wir uns recht eingehend mit den einzelnen zerstreuten Stämmen abgeben könnten, so stände die baldige Bekehrung Aller in Aussicht.



Unsere Missionsniederlassung, die wir mit dem Namen des hl. Franz Regis ausgezeichnet haben, befindet sich inmitten eines ganz katholischen Stammes von 800 Seelen; es ist das der Stamm der Skölpi, zugleich der wackerste von allen. Ganz in der Nähe haben sich auf Kosten der Indianer und auf ihrem besten und fruchtbarsten Gebiete an 50 Familien von Weißen niedergelassen, eine bunte Auslese von Protestanten und Juden, der Mehrzahl nach Yankee's, aber auch Schotten, Deutsche und Auswürflinge aus vieler anderer Herren Länder. Dieser Bevölkerungsmischmasch ist in Bezug auf Religion gleich Null, und kennt fast nur die Götzen ‚Dollar und Vergnügen‘. Diese Gleichgiltigkeit hat wenigstens das Gute, daß man uns und Alle, die ihr Christenthum üben und bekennen wollen, nicht im mindesten stört und belästigt; die Religion gilt hier als eine vollkommen freie Sache. Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß wir mit den Juden vor Allem die besten Beziehungen haben. Aber es ist so. Diese zeigen sich ehrfurchtsvoll gegen den Missionär; mehrere besuchen sogar unsere Kirche und wohnen dem Gottesdienste bei, natürlich Alles nur im Interesse des ‚Geschäftes‘. Sie bezwecken dabei, mit Hilfe der Missionäre ihren Handel auszudehnen, besonders haben sie es auf den Austausch von Thierhäuten mit den Indianern abgesehen und wissen dabei recht gut, daß ein gutes Einvernehmen mit den Missionären sehr vortheilhaft mitwirkt.

Sieben Meilen von unserer Missionsniederlassung entfernt ist eine Militärstation und noch eine Viertelmeile weiter begegnet man einigen Händlerbuden; diese nebst einer Schmiede, einer Schlosserei, zwei Schenken und vier oder fünf Häusern bilden das, was man Colville und dessen Fort nennt. Colville selbst besitzt keine Kirche und kein Missionshaus; beides haben wir zwei Meilen weiter in einer sehr günstigen Lage errichtet. Alle 14 Tage kömmt ein Pater dahin, um für die Weißen Gottesdienst zu halten und die in einem frucht-

baren Thale in einem Umkreise von 50 Meilen zerstreuten Familien zu besuchen. Seit einem Monat sind auch Schwestern dort, die Schulen für die Kinder der Weißen und der Indianer zu leiten. Die Zahl der indianischen Schulkinder ist zwar noch nicht groß, etwas über 30, allein der Anfang ist wenigstens gemacht und die kürzlich zur Prüfung eingeladenen Weißen fanden die Fortschritte der kleinen Indianer überraschend. Freilich zeigen diese auch eine Gelehrigkeit und Regelmäßigkeit im Schulbesuche, die selbst in Europa gar Manche beschämen dürfte. Und doch wie beschwerlich muß das Lernen und Schulsitzen diesen Naturkindern sein? Gewohnt wie sie bisher waren, gleich dem Hirsch und dem Vogel sich frei in den Wäldern herumzutummeln, ist es für sie ein heldenmüthiges Opfer, stundenlang ruhig auf den Bänken zu sitzen und die ungewohnte Geistesarbeit durchzumachen. Die Schulknaben dienen uns zugleich als Ministranten. Sie sollten sie nur sehen, wie hübsch sie sich ausnehmen in den langen rothen Soutanen und dem schneeweißen Chorröckchen darüber. Sie fühlen sich aber auch in diesem Ehrenschmucke! Nebenbei sind sie auch Sänger, und glauben Sie mir, ihre Stimmen sind oft allerliebst, sie singen in unserer Kirche lateinisch, französisch, englisch und manchmal auch in ihrer Indianersprache. Beim Hochamt bilden alle Indianer den Sängerchor. Unsere Wilden haben nämlich eine ganze Choralmesse vortrefflich gelernt und tragen sie mit eben soviel Andacht als Wohlklang vor. Erlauben Sie mir noch zwei Züge beizufügen, damit ich Ihnen unsere guten Skölpi vollständig schildere. Sie werden daraus sehen, wie die Gnade auch in den Herzen dieser Wilden mächtig wirkt und herrliche Erfolge erzielt. Letzten Winter besuchte ich öfter eine arme schwindsüchtige Kranke, die seit drei Jahren an ihr Lager gefesselt war. Als ich sie eines Tages besonders matt fand, suchte ich sie auf den Tod vorzubereiten. ‚O mein Pater,‘ gab sie mir zur Antwort, ‚der Gedanke an den Tod hat für mich nur Angenehmes; ich sehne mich zu sterben, um in den Himmel zu kommen und die seligste Jungfrau, meine gute Mutter, zu sehen,‘ und bald darauf hauchte sie in diesen schönen Gesinnungen ihre Seele aus. Ein Indianer wurde von einer Krankheit ergriffen, und da er fürchtete, ohne den Beistand des Schwarzrockes sterben zu müssen, machte er, um einen Missionär zu finden, einen Weg von 300 engl. Meilen, bald zu Pferde, bald in einem Kanoe auf dem Columbiaflusse. Gott lohnte seinen Muth, er fand einen Schwarzrock, empfing die heiligen Sacramente und verschied nicht lange nachher.

Doch genug von den Skölpi. Folgen Sie mir jetzt zu den Kalispel! Nur müssen wir zuerst eine kleine Reise machen. Ich erfuhr nämlich, daß eine Anzahl Wilder sich zum Lager des Stammes der Kallispel begeben wollte, und da ich ohnehin vorhatte, diese zu besuchen, so beschloß ich, sofort aufzubrechen, zumal ich bei dieser Gelegenheit schon die Zeit der Reise selbst für apostolische Arbeiten verwenden konnte. Ein 13jähriger Wilder, Stanislaus mit Namen, war mein Reisegefährte. Bald stießen wir auf einen Trupp Indianer und ritten mit ihnen zum Nachtquartier, wo wir schon eine Anzahl Familien beisammen fanden. Nach Sonnenuntergang gab ich ein Zeichen mit der Glocke und Alle kamen zu meinem Zelte, um eine Ermahnung anzuhören und gemeinschaftlich das Abendgebet zu verrichten. Ebenso wurde es am Morgen gehalten. Der beschwerlichste Reisetag war der dritte, an dem wir einen dichten Wald zu passiren hatten. Der Häuptling hatte zwar zwei Männer mit Axt und Beil beordert, uns durch das Gehölz einen Weg zu hauen und diese hatten sich auch redlich abgeplagt, allein trotzdem war die Strecke noch äußerst mühsam und zu guter Letzt erhielten wir noch einen überaus reichlichen Regenguß. Ich war förmlich wie gebadet von Schweiß und Regen. Erst gegen Abend hörte der Regen auf und meine Wilden zündeten mir ein prächtiges Feuer an und trockneten Tannenäste, um mir ein weiches Lager zu bereiten. Als ich zur gewohnten Zeit nicht das Glockenzeichen zum Abendgebet gab, kam einer zu mir her und rief: ‚Schwarzrock, warum rufst du nicht zum Gebet?‘ ‚Wie sollte ich euch versammeln,‘ entgegnete ich, ‚Alles steht ja unter Wasser, und es ist kein hinreichend trockener Platz da. Sag', daß jeder in seinem Zelte beten soll.‘ Sogleich hallte der Berg wieder von dem Rufe: ‚Der Schwarzrock befiehlt, daß jeder in seinem Zelte bete.‘ Das geschah auch und die Indianer schlossen ihr Gebet mit frommen Gesängen, die kräftig in den Wäldern wiederhallten.

Am nächsten Tage erreichten wir die von den Kallispel besetzte Ebene. Fünf Meilen von ihrem Lager machte ich Halt und mit mir auch mehrere Familien, die mich begleitet hatten. Ich hatte guten Grund dazu, hören Sie nur! Seit mehreren Jahren duldete der Häuptling dieses Stammes ein großes Ärgerniß. Ein unglücklicher Wilder lebte nämlich im Ehebruch und nie hatte der Häuptling den Muth gehabt, ihn zu warnen und zu strafen. Um ihn hiezu zu vermögen, beschloß ich im Einverständniß mit meinem Obern, so lange das Ärgerniß dauere, keinen Fuß in's Lager der Kallispel zu setzen. Unterdeß verbreitete sich bei den letzteren rasch die Nachricht von meiner Nähe. Als man merkte, daß ich nicht kommen wollte, begab sich der Bruder des Häuptlings zu mir und fragte mich um den Grund meiner Zögerung. Den bekam er auch sogleich zu hören. Er war betroffen, besann sich einen Augenblick und entgegnete dann: ‚Also du bist entschlossen, nicht zu uns zu kommen, es sei denn, daß diese ärgerliche Verbindung aufhöre?‘ ‚Ich habe mein Wort gegeben,‘ erwiederte ich, ‚ich warte hier. Mein Gepäck liegt da unter dem Baum; Alles ist in der Nähe; du bist frei; wenn du den Schwarzrock haben willst, mußt du die Entfernung des Ärgernisses bewirken.‘ Der Indianer versetzte: ‚Deine Weise zu reden gefällt mir. Die Liebe zu uns flößt dir diese Sprache und dieses Betragen ein. Ich kehre zurück und verspreche dir meinen ganzen Einfluß zur glücklichen Beseitigung des Anstoßes aufzubieten. Ich will nicht, daß man sage: wegen der Feigheit des Häuptlings der Kallispel hat der Schwarzrock ihnen seinen Besuch verweigert.‘ Das wurde am Freitag verhandelt. Am Sonntag fand sich der Häuptling der Kallispel ein und rief mir von weitem zu: ‚Alles ist in Ordnung gebracht, wir erwarten dich.‘ Denken Sie sich meine Freude. Sogleich brach ich auf und bald befand ich mich mitten im Lager der Kallispel, von den freudigen Wilden umringt, die mir alle die Hand zum Gruße schütteln wollten. Nun erfuhr ich, daß der Ärgernißgeber gebunden in einsamem Zelte als Gefangener bewacht werde. Man sagte mir, er habe drei Tage Bedenkzeit verlangt; übrigens würde die ganze Angelegenheit rasch zu Ende geführt sein. Mit Gottes Hilfe war die Einsamkeit des Gefängnisses von heilsamstem Einflusse. Nach den drei Tagen verlangte der Mann als Gnade, daß man ihn auf den Kirchhof zum Gebete führe. Er war ganz umgeändert. Als er hörte, daß einer seiner Verwandten für seine Freigebung Fürbitte eingelegt habe, bat er: ‚Thue doch nichts für mich. So lange hat Gott mein Sündenleben geduldig ertragen und der Schwarzrock und der ganze Stamm waren betrübt über meine Schlechtigkeit. Es ist Zeit, daß ich Buße thue. Ich kann nicht zu viel leiden.‘ Die Besserung war eine aufrichtige und andauernde. Der Mann ist jetzt ganz glücklich und dankt in den herzlichsten Ausdrücken dafür, daß man ihn aus seinen Sünden herausgerissen. Ich blieb noch eine Woche beim Stamme. Meine Tagesordnung war sehr einfach: Am Morgen und Abend gemeinsames Gebet, nach dem Morgengebet die h. Messe sammt Unterricht; Nachmittags Katechismus für die Kinder und Unterricht für die Erstcommunikanten, sodann Beichthören. Gott hat diese apostolische Reise gut gesegnet; beten Sie, daß die Zahl unserer Missionäre sich verdoppele und verdreifache, und der Erfolg wird mit der Gnade Gottes nicht ausbleiben, sondern jede Anstrengung vielfach lohnen.“

Auch P. Rappagliosi S. J. liefert einen interessanten Bericht über die Indianer, besonders über den Stamm der „Plattköpfe“.

„Dieser Stamm,“ schreibt er, „ist ein kleiner, aber auserwählter Theil der Heerde Christi. Er zählt kaum über 400; alle lieben die Religion und die Frömmigkeit. Auch von andern zahlreicheren

Stämmen kommen uns erfreuliche Nachrichten zu. Gewiß ist, daß die Indianer den Schatz des Glaubens zu achten wissen; sie werden in der Hinsicht einstens am Tage des Herrn gar manchem Weißen und Europäer zur Beschämung gereichen. Augenblicklich ist ein großer Theil des Stammes noch auf der Büffeljagd; auf Ostern werden sich aber alle hier einfinden. Um diese Zeit setzen sie nämlich ihre Jagden aus, um zur Kirche für den Empfang der heiligen Sacramente zu kommen. Dieses Jahr haben wir zu unserer Freude vernommen, daß die Plattköpfe mit den zwei feindlichen Stämmen, den ‚Hirschen‘ und ‚Schwarzfüßen‘, nicht zusammengestoßen sind. Die Schwarzfüße sind sehr zahlreich, im Ganzen über 11,000. Treffen feindliche Stämme auf der Jagd zusammen, so suchen sie sich die Pferde zu rauben und da gibt's meistens auf beiden Seiten Todte und Verwundete. Die Büffeljagd findet in großer Entfernung, meistens von 300 englischen Meilen, statt, so daß die Zurückgebliebenen oft lange keine Nachricht von den Jägern erhalten. Vor Kurzem langten hier zwei ‚Hängeohren‘ an und brachten gute Nachricht. Die Hängeohren sind ein den Plattköpfen befreundeter Stamm, gleichwie die ‚durchbohrten Nasen‘, die ‚Schlangen‘ und andere. Der Stamm der durchbohrten Nasen zählt etwa 6000 Seelen; sie zeigen sich für die Religion empfänglich. Ihre Sprache ist zwar ganz verschieden; aber die Indianer haben auch eine Allen verständliche Sprache, in der sie so ziemlich Alles ausdrücken können; das ist die Geberdensprache, in der sie eine unglaubliche Gewandtheit besitzen. Gewöhnlich geht die ganze Familie, Männer, Frauen und Kinder, mit auf die Jagd. Ein Pferd trägt die Pfähle und Büffelhäute für das Zelt, und ein anderes wird von der Familie bestiegen. Der Zügel besteht in einem Strick um den Hals des Pferdes; es grenzt an's Unglaubliche, welche Fertigkeit alle, auch Frauen und Kinder, im Reiten haben. Ich sah mehrmals eine Mutter mit vier Kindern auf's Pferd steigen und fort ging's wie der Wind. Ist das Kind noch zu klein, um sich halten zu können, so steckt man's in eine Art von Sack, der an der Seite des Pferdes herunterhängt und beim Galopp gehörig gerüttelt wird. Es scheint, daß dieses Schütteln den kleinen Knochen wohl bekomme, denn ich habe solche Reiter am Ende des Rittes schon so aufgeräumt und ruhig gesehen, als hätten sie die ganze Zeit in der Wiege gelegen....

Jetzt sind fast alle unsere Indianer von der Jagd zurückgekehrt Bloß zehn Familien sind nicht zur Zeit eingetroffen, weil die Pferde in Folge der gefallenen Schneemassen sehr an Futtermangel litten. Am Gründonnerstage fanden sich die Familien der Reihe nach ein, um das heilige Grab zu besuchen; sie sangen und beteten auf ihre Weise, aber in aller Frömmigkeit. Am Charfreitag traten sie gleichfalls zum Kusse des Kreuzes heran und wohnten Abends der Predigt über das Leiden Christi in großer Rührung bei. Der Wilde weint selten; aber sobald er vom Leiden des Erlösers hört, wird er gerührt und zwar nicht selten bis zu Thränen. So sah ich einen mit rothgeweinten Augen aus der Kirche gehen. Anfangs glaubte ich, er sei unwohl geworden. Ich frug ihn daher, ob er krank sei. ‚Nein, Schwarzrock, ich bin nicht krank,‘ lautete die Antwort, ‚aber ich habe in der Kirche heute geweint, daß unser Herr gestorben ist.‘

Am Osterfeste war nicht bloß die Kirche voll, auch draußen stand noch eine andächtige Schaar. Während der Pater sich zur Messe ankleidete, erhob sich einer der Häuptlinge und hielt eine kleine Anrede. Diese ließ ich mir hernach von dem Sprecher wiederholen und theile sie hier mit: ‚Männer und Weiber! Ihr Alle habt jetzt gebeichtet, und ihr Alle wollt jetzt communiciren. Werdet ihr etwa von Neuem die Sünde aufnehmen? Wenn ihr die Sünde wieder aufnehmen wollt und doch communiciren, so ist das eine große Sünde; wenn ihr gebeichtet habt und dabei die Sünde wieder aufnehmen wollt, so ist das eine große Sünde. Ich habe gesprochen.‘ Dann begann die heilige Messe; die Wilden sangen das Gloria, Credo und das Übrige mit viel Einfachheit und noch größerer Frömmigkeit. Alle waren an diesem Tage in ihrem festlichsten Kleiderschmucke, d. h. wer eine wollene Decke hatte, der hatte sie umgeschlagen; ein anderer trug die Haut des bei der letzten Jagd von ihm erlegten Büffels; andere hatten außerdem je nach Geschmack oder Kunstsinn rothe Farben im Gesicht, oder bloß an der Stirne, oder an den Wangen, Ohren, oder am Halse oder Kinn; sodann Muscheln, Glasperlen, Drahtstreifen, vielfarbige Halsbänder, Spiegel, Crucifixe, Medaillen, die sie als den beliebtesten Schmuck an der Brust tragen. Die Plattköpfe pflegen 2—3 Tage nach dem Tode eines ihrer Angehörigen dem ganzen Stamm oder einem Theil ein Gastmahl zu geben. Hiezu werden je nach dem Reichthum der Gastgeber 2—3 Ochsen geschlachtet. Bei Gelegenheit eines solchen Festmahles kamen auch einige zu mir und sagten: ‚Schwarzrock, komm' du auch und iß mit uns.‘ Ich nahm die Einladung an, weil ich mir einmal den ganzen Hergang mit ansehen wollte, und ich muß sagen, Alles ging erbaulich zu. Unter einem großen, mit Thierhäuten überspannten Zelte hatte sich die ganze Festgesellschaft versammelt. Die Theilnehmer saßen in drei getrennten Reihen; zuerst die Männer, hinter ihnen die Knaben und zuletzt die Frauen und Mädchen. Den Abschluß bildeten die Hunde, die auch ihren Antheil am Feste zu erwarten schienen.

Als ich angekommen war, lud mich der Häuptling ein, mich auf ein Büffelfell niederzulassen. Alle schwiegen und der Häuptling sprach: ‚Komm', Schwarzrock, alle deine Kinder zu sehen.‘ Dem Gebrauche gemäß wurde das Stillschweigen von keinem andern Laute unterbrochen. Sodann traten drei oder vier vor, um die gekochten Theile des Stieres zu zerlegen. Das dauerte sehr lange und mittlerweile hielten ein paar Häuptlinge Reden zum Lobe des Gestorbenen. Unterdessen waren die Vorbereitungen beendigt, das Fleisch lag in Stücken auf den ausgebreiteten Matten vor uns; man brauchte nur die Hand auszustrecken und zu beginnen. Da sprach ich: ‚Kinder, machen wir das Kreuzzeichen und beten wir!‘ Sie hätten es auch ohne meine Aufforderung gethan. Sodann nahm das Mahl seinen Anfang, immer noch unter Stillschweigen. Nur die Häuptlinge standen nacheinander auf und hielten Anreden. Es machte mir Vergnügen, sie zu hören; sie sprachen ohne Vorbereitung, nur der Eingebung des Augenblickes folgend. Einer z. B. sagte kurz und gut: ‚Männer und Frauen, wir sind traurig, wenn einer stirbt, aber wir freuen uns, wenn wir an den Himmel denken, wohin wir Alle eingeladen sind.‘ Einer, der mehr Beredsamkeit entwickelte, ließ sich also vernehmen: ‚Du speisest jetzt, mein Volk, weil Susanna gestorben ist, aber du weißt nicht, wann die Anderen deinetwegen speisen werden. Vielleicht schlachtet man schon nach wenigen Tagen einen Ochsen wegen des Todes von einem aus uns. Vielleicht sterben wir im Zelte, oder auf der Jagd; wir wissen es nicht. Gib deßhalb die Sünde auf und bereite dich vor!‘ Durch solche Reden wurde der Todtenschmaus gewürzt. Gegen Ende zu wurden den Verwandten des Verstorbenen noch Beileidsbezeugungen dargebracht. Nach dem Tischgebete zündete der Häuptling die lange Pfeife an, die, wie gewöhnlich, die Runde machte. Jeder muß — so will es die Sitte — zwei oder drei Züge thun und sie zum Zeichen der Freundschaft seinem Nachbar geben. Bevor die Sitzung aufgehoben wurde, rief der Häuptling: ‚Danken wir dem Schwarzrock, daß er zu uns gekommen ist.‘ Und alle antworteten zum Zeichen der Beistimmung: ‚Ja, ja.‘ Ich drückte den Häuptlingen die Hand, sagte dem Manne und den Kindern der Susanna noch einige Trostworte und begab mich auf den Rückweg."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Verein der heiligen Kindheit hat ebenfalls, wie wir aus dem eben ausgegebenen Juniheft seiner Annalen ersehen, durch den Kulturkampf noch keine Einbuße erlitten; seine Einnahme ist in den letzten fünf Jahren vielmehr stetig gestiegen. Als wir im vorigen Jahre (1875, S. 156) über die Einnahmen der Missionsvereine berichteten, standen uns nicht die Original-Rechenschaftsberichte zur Verfügung und glaubten wir nach den uns damals vorliegenden Quellen eine Abnahme des Vereins in 1874 gegen 1873 beklagen zu müssen; glücklicher Weise waren wir im Irrthum, wie folgende Übersicht darthut:

1871	1872	1873	1874	1875
1,249,376 M.	1,628,428 M.	1,663,578 M.	1,706,032 M.	1,883,061 M.

Gegen 1871 hat also der Verein im verflossenen Jahre ein Mehr von 633,685 M. und gegen 1874 ein Mehr von 177,029 M. zu verzeichnen, gewiß ein günstiges Resultat. An dieser Mehreinnahme ist auch Deutschland betheiligt und zwar weist es gegen 1871 eine Vermehrung um 144,913 M. und gegen 1874 eine solche um 51,813 M. auf. Es ist nicht uninteressant, die Einnahmen des Kindheitvereines aus Deutschland für die 5 letzten Jahre zusammenzustellen; ihre Übersicht bietet ebenfalls eine kleine Illustration zu den Wirkungen des Kulturkampfes. Zu dem Zwecke wollen wir auch die preußischen, resp. norddeutschen Diözesen von den süddeutschen (einschl. Straßburg und Metz) getrennt aufführen und bemerken nur, daß Deutsch-Österreich seinen eigenen Verein besitzt und somit zu den unten verzeichneten Summen nur insoweit beigetragen hat, als einzelne ganz unbedeutende Beiträge aus Österreich sowie aus Nordamerika deutschen Sammlern zur Weiterbeförderung übergeben wurden.

	Norddeutschland.	Süddeutschland.	Das deutsche Reich.
1871 . . .	123,206 M.	75,228 M.	198,434 M.
1872 . . .	129,342 „	109,707 „	239,049 „
1873 . . .	159,914 „	120,277 „	280,191 „
1874 . . .	162,328 „	129,301 „	291,629 „
1875 . . .	183,438 „	159,909 „	343,347 „

Die preußischen Kinder tragen also im 5. Jahre der neuen Aera rund 60,000 M. und die süddeutschen rund 84,000 M. **mehr** bei als beim Beginn des Kulturkampfes. Ob die Kulturkämpfer wohl diesen Erfolg geahnt haben, als auf ihr Betreiben der Verein der heiligen Kindheit in den Schulen verboten wurde?

Protestantische Missionen. Dem Maiheft der protestantischen „Allgemeinen Missionszeitschrift" (1876, S. 239) entnehmen wir folgende interessante Notiz über die Kosten der protestantischen Missionen. Jeder Sendbote kostet jährlich der Hermannsburger Gesellschaft 2159 M., der Herrnhuter 2440 M., der Berliner 4165 M., der Rheinischen (Barmer) 5495 M., der Baseler 7383 M., der Goßner'schen 8210 M., der norddeutschen (Bremer) 8987 M., der Leipziger 11,016 M. Im Durchschnitt also wird für jeden Sendboten von diesen acht deutschen Gesellschaften 6232 M. bezahlt. Wenn die katholischen Missionäre ebensoviel nöthig hätten, so würde die ganze Jahreseinnahme der beiden katholischen Hauptvereine, des St. Franz-Xaver-Vereines von Lyon und des Vereins der heiligen Kindheit, im Gesammtbetrage von 6,468,633 M., nur für etwa 1000 Missionäre ausreichen, während doch allein schon die Pariser Gesellschaft für auswärtige Missionen über 500 Priester und die Gesellschaft Jesu über 1000 Priester und ebensoviele Scholastiker und Brüder in den Missionen beschäftigt, und die Zahl der Missionäre der andern Orden, Congregationen und Gesellschaften auch wohl 2000 betragen mag. Übrigens wollen wir nicht vergessen hinzuzufügen, daß die von deutschen Gesellschaften ausgesendeten „Missionsgeschwister" pekuniär am schlechtesten gestellt sind, und das Maximum eines deutsch-protestantischen Sendboten nicht einmal das Minimum eines englischen oder amerikanischen erreicht.

In Palästina scheint der „Tempel", eine neue in Württemberg von einem gewissen Hoffmann gegründete Sekte, große Fortschritte zu machen. Im Jahre 1869 sandte dieselbe ihre erste Colonie nach dem Orient; 1870 befanden sich 35 Mitglieder, meistens Handwerker, in Jerusalem, ebensoviele Handwerker und Dienstboten in Beyruth, während eine Ackerbaucolonie von 70 Seelen sich in Khaifa am Fuße des Karmels und eine ebensolche von 60 Seelen bei Jaffa nördlich von den herrlichen Citronen- und Apfelsinenpflanzungen, welche diese Stadt umgeben, angesiedelt hatte. (Vgl. diese Monatschrift 1875, S. 37.) Gegenwärtig zählt der „Tempel" bereits gegen 1000 deutsche Colonisten in Palästina, welche in sechs Niederlassungen vertheilt sind. In Jerusalem ist er hauptsächlich vertreten durch Handwerker, welche ursprünglich in der Stadt zerstreut wohnten, jetzt aber etwa 20 Minuten südlich von Jerusalem im Thale Rephaim ein kleines Dorf gegründet haben. Die Colonie Sarona bei Jaffa wollte anfangs nicht recht gedeihen, soll aber jetzt in einem blühenden Zustand sein. Bei Khaifa wohnen 350 Personen in 50 Häusern, und sie haben den Abhang des Karmel in einen trefflichen Weinberg verwandelt. Eine Seifenfabrik, Ölmühle, Holzschnitzerwerkstätte ꝛc. tragen zum Gedeihen der Ansiedelung bei. In Nazareth wohnen erst wenige Familien, ebenso in Gaza und Nablus. Herr Hoffmann, welcher die ganze Leitung dieses Unternehmens in Händen hat, gibt den Gesammtwerth aller Tempelbesitzungen auf mehr als eine Million Mark an. Mit der eigentlichen Mission unter den Eingeborenen befaßt sich der „Tempel" nicht.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Durch Cooperator Stangl in Tölz	300.—
Aus Gronau i. W. In honorem S. Cordis J. Chr. . . .	5.—
Von mehreren Mitgliedern des Vincenz-Vereins in Wansen .	24.—
Aus Crefeld	3.—
Aus Düren für ein Kind, das den Namen Angela führen soll	21.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Durch P. Chrysostomus in Werne	205.60
Durch Rector Streppelhoff in Ochtrup	4.50
Aus Neuß: „Betet, ihr bekehrten Heidenkinder, für die spendenden Christenkinder!"	30.—
Für die Aussätzigen auf Madagascar:	
Ungenannt	9.—
Von J. N. in Diedenhofen	7.—
Durch M. in Bonn	15.—
Für Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:	
Durch Pf. Fortenbacher in Gurtweil	86.—
Durch B. Herder in St. Louis: Von Rev. Locher, Mount Sterling, Ills.	43.55
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von der Herz-Jesu-Bruderschaft in Lemberg	45.38
Für verschiedene Zwecke:	
Durch Pfarrer Jansen in Frielingsdorf	6.—
Von K. A. B. H.	9.—
Durch Caplan Straub in Oberstadion	18.—
Durch Pfarrer Koscienski in Bartozno	72.—
Durch Pfarrer A. G. in Immelstetten	43.92
Durch P. Dujardin in Aachen	7.—
Aus Pützchen bei Bonn: Aus der Sparbüchse	1.—
Von G. A. St. in Klepsau	100.—
Durch Pfarrer Strobel in Thalheim	100.—
Durch B. Herder in St. Louis von Mr. Cajetan Kook, St. Henry, Ills.	9.90
Aus Rumillies bei Tournay (Belgien) . . . . . . 300 Fr.	240.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.